

# heft

für literatur, stadt und alltag

Die Jubiläumsausgabe, April 2006

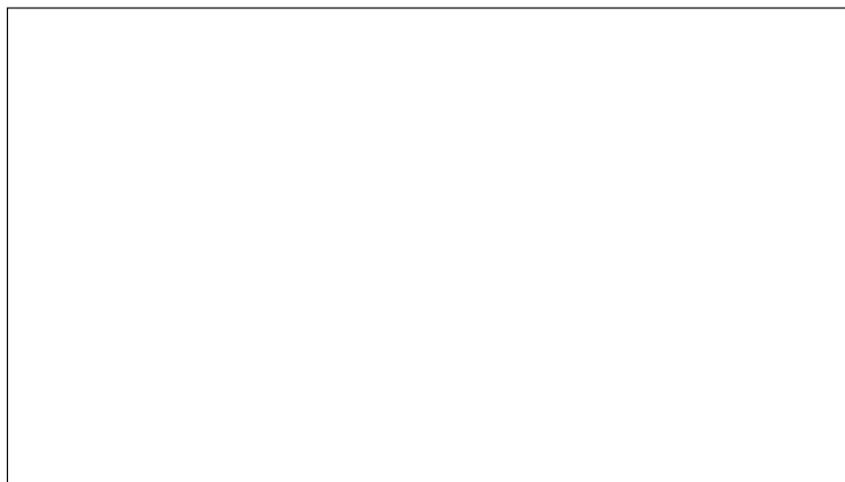
≈ 2000 Jahre Wasserläufer

# ELEGOISTE

© ULF SALZMANN



www.el-egoiste.de



**IMPRESSUM:** hEft für literatur, stadt & alltag, Ausgabe 5 (2. Jg.), April 2006, Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn, Auflage: 2.000 Stück, kostenlos

Herausgeber: Kulturrausch Erfurt  
Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361-2115966, E-Mail: heft@kulturrausch.net, Netz: www.kulturrausch.net  
Bankverbindung Kulturrausch e.V. (hEft): Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 001

Redaktion: Thomas Putz (verantwortl.), Alexander Platz, Annemarie Frey  
Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Andreas Bauer, Paolo Fusi, Sven Kühnhold, Ralf Rudolfy  
Satz/Layout: Annemarie Frey, Daniel Tanner  
Deckblatt: Andreas Bauer  
Druck: Fehldruck Erfurt, www.fehldruck.de

Für Anzeigen bitte Preise und Größen unter der Redaktionsadresse anfordern.

Abo: Normal-Abo 10 Euro/Förder-Abo 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert.

Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen.

Die in der Zeitung vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Die Seiten 4, 6-8, 22, 27-28 dieser Ausgabe haben satirischen Inhalt.

Die nächste Ausgabe erscheint am 30. Juni 2006; Redaktions- und Anzeigenschluß: 02. Juni.

Das Projekt wird gefördert durch die Stadt Erfurt.

Herzlichen Dank auch an die Spenderinnen und Spender.



Liebe Leserin, lieber Leser!

Die Feste zu feiern wie sie fallen, empfiehlt ein altes Sprichwort. Und dieses Jahr gibt es einiges zu feiern: Mozart, Heine, Rembrandt, Cézanne und natürlich den 40. Geburtstag des FC Rot-Weiß Erfurt, der ebenfalls in diesem Jahr begangen wird. Neben diesen gibt es aber auch noch jede Menge Jubiläen, die in Vergessenheit geraten sind. Wer erinnert sich schon heute noch daran, daß vor 104 Jahren das erste Hochhaus der Welt in Eisenbeton-Bauweise gebaut oder daß vor nunmehr 643 Jahren der Eierbecher als solcher erstmals im Inventar des Herzogs der Normandie erwähnt wurde.

Wenngleich das hEft sich dem allgemeinen Trend des Jubilierens weder verschließen kann, noch verschließen will, wird es sich in diesem Jahr eben jenen, etwas in Vergessenheit geratenen Jubiläen annehmen. In der Frühjahrsausgabe widmen wir uns daher einer kleinen possierlichen Kreatur, die bis dato völlig zu unrecht von den bürgerlichen Medien mißachtet wurde: dem Wasserläufer. Im Literaturteil finden sich dazu einige besonders gekennzeichnete Texte. Aber auch in dem einen oder anderen Text ist so mancher Hinweis auf den drolligen Zeitgenossen versteckt ...

Dieses Jahr ist aber nicht nur das Jahr der Jubiläen, sondern auch das der Oberbürgermeisterwahlen. Eine Ära geht zu Ende – Manfred Ruge, seit 1990 Oberbürgermeister in Erfurt, wird nicht wieder antreten. Für uns ist das die Gelegenheit, eine kulturpolitische Diskussion anzuregen: Was war, was ist und wo kann es hingehen? Einen ersten Gedankenanstoß dazu findet sich auf Seite 5. Alle, die sich dazu berufen fühlen, sind dazu aufgerufen an der Diskussion teilzunehmen – z.B. über Leserbriefe, E-Mails ...

Doch nun wünschen wir viel Spaß beim Lesen!

Die Redaktion

hEft bekommt ihr an folgenden Orten in Erfurt: Stadtgarten, café togo, Steinhaus/Engelsburg, Henner Sandwiches, Antiquariat am Domplatz, Mietwohnungszentrale, Buchhandlung Peterknecht, Kaffee Hilgenfeld, Café Tiko, Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Tintenherz, Studentenclub UNI-k.u.m., Radio F.R.E.I. – oder im Netz: www.kulturrausch.net

## ERFURT

- 04 ANGER SÜD-WEST: Gegendarstellungen
- 05 ANGER SÜD-WEST: Kulturpolitik in Erfurt
- 06 ANGER SÜD-WEST: Esther Kain-Abel for Bürgermeisterin
- 09 ANGER SÜD-WEST: Rückblick 40 Jahre Rot-Weiß
- 10 PORTRAIT: Andreas Jäckel
- 11 DOMPLATZREPORT: Gott ist flüssig – Lasset uns beten!
- 12 DIE REDAKTION EMPFIEHLT
- 14 COMIC: déjà vu
- 15 TODESFEDER: Über das Nichtrauchen
- 17 FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE: Mitropa-Cup und mehr
- 19 REZENSIONEN: Erfurt(er) im Netz
- 20 KULTUR & POLITIK: 66,5mal Taxi in Bolivien
- 22 KULTUR & POLITIK: Neues vom Ventil e.V.
- 23 KULTUR & POLITIK: Heuschrecken und Bäcker von nebenan
- 25 KULTUR & POLITIK: Deutschlands drittbeste Niederlage
- 29 FOTOSTRECKE: »Menschenbilder« von Dieter Demme

## THEMA

- 34 RUNDE SACHE IN TÖPFEL von Alexander Platz
- 35 HEGHLU'MEH QAQ JAJVAM von Kurak
- 37 RICHTIGSTELLUNG von Martin Gottschild
- 38 KEIN KOMA von Peter Schuck
- 43 DIE VERKANNTHE HEIMAT von Veit Keller
- 41 CASABLANCA von Mathias Rhode
- 43 PU DER BÄR, FERKEL UND DIE DOSE von Constantin Seibt
- 44 VOM SADISMUS EINES AUTORS von Sebastian Offenbecher
- 45 DER WASSERLÄUFEL von Till Bender
  
- 47 AUTOR/INNENVERZEICHNIS

## Hier gibt's die Vergriffenen!

Unter [www.kulturrausch.net](http://www.kulturrausch.net) könnt ihr die bisherigen hEft-Hefte herunterladen.



Die rote Ausgabe (April 2005)



Die gelbe Ausgabe (Juli 2005)



Die blaue Ausgabe (Oktober 2005)



Die schwarz-weiße Ausgabe (Januar 2006)

**MietWohnungsZentrale**  
...mehr als nur vier Wände.  
**MWZ**  
Andreasstr. 41  
99084 Erfurt  
Tel. 0361 / 2 11 43 81  
Fax 0361 / 2 11 43 82

**Tun Sie was gegen die Frühlingsröllchen!**  
  
**www.diepedale.de**  
Fahrräder Teile Zubehör Service  
Pergamentergasse 27/28, 99084 Erfurt, Tel. 0361.6 43 18 74

ANZEIGEN

GEGENDARSTELLUNGEN

Gott zu Real

Die Interessengemeinschaft *Die Hoffnung stirbt zuletzt e.V.*, die seit Jahren besorgt die Entwicklung von jungen Fußballhoffnungen aus der Stadt Erfurt verfolgt, sieht sich gezwungen, Ordnung in dem Chaos von Gerüchten zu schaffen, welche mit dem möglichen Austausch zwischen Ronny Hebestreit (RWE) und Ronaldo (Real Madrid) verbunden sind. Das Geschäft wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht stattfinden: Zum einen hat sich die Leitung des Übersee, die bekanntlich sämtliche medizinischen, psychologischen und verhaltensspezifischen Entscheidungen in Bezug auf die Mannschaft des RWE trifft, dagegen ausgesprochen.

Zur Begründung wurde verlautbart, daß »das, was der Brasilianer an Futter ißt und an Mädchen vernascht, bei weitem die Rahmenbedingungen unserer Stadt und deren Tussentum sprengt«. Zum anderen hat auch Hebestreit Bedingungen gestellt, die schwer zu erfüllen waren. Angeblich soll er verlangt haben: a) daß sämtliche RWE-Fans bei den Heimspielen von Real Madrid kostenlos ins Stadion hereinkommen können; b) daß die Vereinsfarben in rot-weiß geändert werden; und c) daß die Heimspiele von Real Madrid künftig im Steigerwaldstadion ausgetragen werden. Der spanische Verein fand die Bedingungen inakzeptabel, denn sie waren allein deshalb an dem Geschäft interessiert, weil weltweit nur der FC RWE bereit war, dem fettleibigen Ronaldo eine neue Chance zu geben und dafür auch noch Geld an Real Madrid zu zahlen. Ronny Hebestreit hätte nach den Plänen des spanischen Vereins als

Werbegag einen Zehn-Jahres-Vertrag bekommen, um ausschließlich bei den Spielen aufzulaufen, die Real Madrid in Thüringen austrägt. Unser Fußballgott bleibt also dem Verein (und dem Restaurant Übersee und dessen Tussentum) erhalten. Seufz.

Freistaat Thüringen auch weiterhin nicht in der »Koalition der Willigen«

Wie ein inoffizieller Sprecher der Thüringer Staatskanzlei erst jetzt in einer inoffiziellen Stellungnahme dementierte, wird sich Erfurt resp. der Freistaat Thüringen vorerst nicht mit einer großangelegten Solidaritätsaktion am Kampf gegen den internationalen Terrorismus beteiligen. Wie erst jetzt ans Licht kam, sollte in einer Nacht-und-Nebel-Aktion die New York Stock Exchange (New Yorker Börse) als potentielles Angriffsziel von der Wall Street in die Erfurter Johannesstraße umgesiedelt werden. Dies sollte zu einer weiteren Streuung der Angriffsziele beitragen und die Terroristen verwirren.

Im Gegenzug hätte New York den Erfurter Dom erhalten. Dies scheiterte allerdings am Widerstand der katholischen Kirche, die ästhetische Gründe gegen den Handel ins Feld führte. Der Sprecher vermutete hingegen wirtschaftliche Interessen. Ursprünglich war jedoch eine noch größere Aktion geplant. So sollte die Stadt New York komplett ins Thüringer Becken verlegt werden. Dagegen sprachen sich allerdings einige kleinere Gemeinden im Umland der thüringischen Metropole aus. So befürchteten Leipzig, Nürnberg und Frankfurt/Main eine baldige Eingemeindung und somit den Verlust ihrer kulturellen Identität. Die Erfurter Bevölkerung reagierte hingegen, nach ei-

ner Umfrage, überwiegend positiv auf den vermeintlichen Plan der Staatsregierung, die Landeshauptstadt an die Ostküste der Vereinigten Staaten zu verlegen. Die Sache sei jetzt aber erst einmal vom Tisch, wie der Sprecher am Ende seines Statesments noch einmal ausdrücklich bekräftigte, allerdings komme der nächste Anschlag ganz bestimmt ...

Iglo statt Iglu

Die Redaktion dementiert den von einigen Leserinnen (Ronny, Maik und Nancy) gemachten Vorwurf, die immense Fehlerquote im letzten *hEft* sei vorsätzlich in die Höhe geschraubt worden, um Mitleid zu erzeugen und eine/n freiwillige/n Korrekturleser/in zu gewinnen. Hierzu möchten wir folgende Erklärung abgeben:

1) Wir bestätigen, daß die Fehlerquote tatsächlich rekordverdächtig war. Eine von uns in Auftrag gegebene Fehlerzählung durch Sven K. ergab 44 Rechtschreib-, 23 Grammatik- und 27 Schusselfehler. Sven K. hat jedoch bestätigt, daß es sich bei der Mehrzahl der Fehler um übliche Zweifelsfälle handele, die vor allem durch das neue Rechtschreibchaos verursacht würden. Auch bei dem lustigen Buchstabendreher »Iglo« statt »Iglu« ließ er Milde walten und schob es der Allmacht der Medien unter. Es könne also keinesfalls von Absicht gesprochen werden. Zumal Sven K. den spektakulärsten Fehler der *hEft*-Geschichte übersah: Statt »Januar 2005« mußte es auf dem Deckblatt natürlich »Januar 2006« heißen.

2) Verbittert über seinen eigenen groben Schnitzer erklärte sich Sven K. bereit, zukünftig die Textkorrekturen für das *hEft* zu übernehmen. Dafür danken wir ihm!

Kultur als Hintergrundgeflüster des Betrunknenwerdens?

Erfurt wählt im Mai ein neues Stadtoberhaupt – damit geht eine Ära von 15 Jahren zu Ende. Ein guter Zeitpunkt, die kulturelle Entwicklung und die Kulturpolitik der Stadt näher zu betrachten. Was macht diese Stadt aus? Gibt es Alternativen zur Mittelalterisierung Erfurts? Und: Wo sind die Orte, an denen diese Alternativen stattfinden könnten? In den nächsten Ausgaben möchten wir diesen und anderen Fragen nachgehen und diskutieren.

Erfurt ist eine schöne Stadt: verwinkelte Gäßchen, Mittelalter, Kneipenviertel. Im Sommer herrsche hier ein entspanntes, fast südländisches Flair, wie Auswärtige oft berichten. Die kulturellen Bollwerke der Stadt reißen sich nahtlos in diese Atmosphäre ein: Krämerbrückenfest und Weihnachtsmarkt als große Volksfeste, die vom Mittelalterflair leben; Oper und Musiktheater als bürgerliche Kulturgenres vor der Domkulisse; oder die Kulturjahre der Stadt. Thematisch ranken sich diese in den letzten Jahren um berühmte Persönlichkeiten der Stadtgeschichte: Luther, Melanchthon, Ries, Meister Eckehart. Durchbrochen wurde diese Historisierung der Kultur lediglich mit dem »Jahr der jungen Kunst« 2005, das jedoch ironischerweise der kommunalen Finanznot zum Opfer gefallen ist.

Kultur als »weicher Standortfaktor« scheint in Erfurt also meist über einen Blick zurück zu funktionieren, bei dem man sich gemütlich zurücklehnen und auf das Vorhandene bauen kann – für kulturelle Experimente oder Alternativkonzepte ist aus dieser Perspektive freilich wenig Platz. Man müßte dafür ja erst einmal aufstehen und sich dann noch umdrehen.

Woran liegt das? Zieht der Aufenthalt in engen Gassen zwangsläufig eine Verengung des Blickes nach sich? Aber in Jena und Weimar beispielsweise passiert dies ja auch nicht. Sicher, auch dort beruft man sich auf die eigenen historischen Traditionen. Aber es ist immer wieder Platz für neue und aben-

teuerliche Projekte, die das kulturelle Leben der Städte prägen und weiterentwickeln. In Erfurt hingegen scheint viel stillzustehen.

Aber dies allein auf die mittelalterliche Stadtstruktur zu schieben, würde auch zu kurz greifen. Ein kulturelles Klima wird auch durch die Förderpolitik der öffentlichen Hand bestimmt. Wo ein Wille ist, ist meist auch ein Weg. Wenn den Aktiven Orte und Instrumente zur Verfügung gestellt werden, werden auch innovative Projekte gestärkt bzw. erst einmal hervorgebracht. Dazu gehört natürlich auch, Widerstände auszuhalten – sowohl auf Seiten der Aktiven als auch auf Seiten der städtischen Verwaltung.

Das Beispiel »Anger Süd-West« zeigt, wie sensibel dieses Feld ist: Das Viertel um den Karl-Marx-Platz ist seit jeher ein zentrales Kulturviertel von Erfurt – mit Oper, Schauspielhaus und Stadtgarten. Und mit der Wiedereröffnung des Stadtgartens und der Alten Oper stehen zwei einmalige Veranstaltungsräume nun wieder zur Verfügung. In unmittelbarer Nachbarschaft befinden sich Pressekub und café togo, die beide einer Vielzahl von jungen Kulturschaffenden der Stadt Raum zur Entfaltung bieten. Das Viertel blüht wieder auf und wird belebt. Nun jedoch ist die Existenz einiger dieser Einrichtungen aufgrund von Anwohnerbeschwerden bezüglich des Lärms wieder bedroht. Hier stellt sich die grundsätzliche Frage: Will die Stadt den Widerstreit zwischen Wohnnutzung und kultureller bzw. gastronomi-

scher Nutzung aushalten – oder ist die Schließung der Einrichtungen die Konsequenz?

Sind also die Barrieren für Aktivitäten jenseits der Hochkultur in der Stadt zu mächtig, die einzuhaltenden Regularien zu starr, der Mut zu gering? Inzwischen finden einige der wichtigsten Kulturveranstaltungen Erfurts im Untergrund statt – in illegalen Objekten und mit illegalen Mitteln.

Was ist zu tun? Vielleicht stünde etwas »kulturelle Marktforschung« der Stadtverwaltung gut, um herauszubekommen, wo die jungen Pflänzchen blühen und gedeihen und wie man mehr Luft und Licht an sie heranbekommt. Vielleicht durch regelmäßige Treffen mit den Kulturschaffenden, vielleicht durch eine etwas großzügigere Auslegung der Vorschriften.

Aber natürlich: Voraussetzung dafür ist der Wille der Stadt, die eigene kulturelle Ausrichtung jenseits der Mittelalterei zu erweitern. Vielleicht bietet die Oberbürgermeisterwahl im Mai eine gute Möglichkeit, diese Dinge öffentlich zu diskutieren, denn vom kulturellen Angebot ist auch die kulturelle Wahrnehmung beispielsweise der Jugendlichen geprägt: Diese protestieren vehement, wenn der Eintritt einer Kulturveranstaltung teurer als ein Bier ist. Denn sie haben von ihren Eltern und von den Weisen der Stadt gelernt, daß Kultur nur das Hintergrundgeflüster des Betrunknenwerdens ist.

Die Redaktion



**Poetry Slam!**  
**Sa, 29. April**  
**F.R.E.I.-Fläche**  
**Gotthardstraße 21**  
**Erfurt**

**EKA für Erfurt!**



**Wählt Esther Kain-Abel!**

Die Erfurter OberbürgerInnenmeisterInnenwahlen im Mai werfen ihre Schatten bereits voraus. Deshalb möchten wir in dieser Ausgabe die Möglichkeit nutzen, die parteilose Kandidatin Esther Kain-Abel und ihr Wahlprogramm vorzustellen. Wir sind laut Presserecht nicht verpflichtet, den einzelnen Kandidatinnen und Kandidaten entsprechenden Platz zur Verfügung zu stellen. Deshalb machen wir das auch nicht, sondern konzentrieren uns auf die Frau, die unserer Meinung nach die besten Chancen hat.

Die Kraft kommt von innen«, das ist ihr Motto. In den schwierigsten Stunden ihres Lebens wußte Esther Kain-Abel immer, wo sie hingehört, woher sie kommt, wohin sie geht. Nun will sie, muß sie es auf die Stadt übertragen, die sie so sehr liebt. »Egal, woher ihr kommt. Erfurt wird eure Stadt werden. Egal, wofür ihr sie verlaßt, sie wird nie mehr aus euren Gedanken verschwinden.«

»Erfurtschmerz« nennt sie das. Et was, was die Seele verschnürt, wenn man weit weg ist. Oder, wenn man sieht, wie die heutige Politik die Stadt erniedrigt, vergewaltigt, unterdrückt und ausnutzt. »Eine Oberbürgermeisterin muß die Verantwortung persönlich für jede Bürgerin und jeden Bürger übernehmen, der hier nach seinem Glück sucht. Erst wenn alle glücklich sind, darf sich eine Oberbürgermeisterin ins Bett legen.«

Esther Kain-Abel steht für eine Politik der Taten, der Vernunft, des Mitgefühls, des Vertrauens, des romantischen Pathos. Sie steht für eine Idee von Erfurt, die wir alle zusammen umsetzen können, um aus der schönsten Stadt Deutschlands die schönste, glücklichste und modernste Stadt der Welt zu machen. Dafür braucht es nicht viel: Vernunft, Mitgefühl, Tatendrang, Durchset-

»Erst wenn alle glücklich sind, darf sich eine Oberbürgermeisterin ins Bett legen.«

zungskraft. Für all diese Eigenschaften steht Esther Kain-Abel.

In bescheidenen Verhältnissen geboren, studierte Esther Kain-Abel Ökonomie in Harvard, Philosophie in Oxford, Jura in Heidelberg und Theologie im Vatikan. Ihren Mann lernte sie auf einer Bildungsreise in den Sudan, in einem Khartumer Gefängnis, kennen, wo er

## Esther Kain-Abel – Eine Kandidatin zum Anfassen



Volksnah und sympathisch – Esther Kain-Abel weiß, woher sie kommt

wegen seines christlichen Glaubens gefoltert wurde.

Zusammen initiierten sie einen Versöhnungsmarsch der Religionen, der sie von Mekka über Jerusalem und Istanbul bis nach Rom führen sollte. In diese Zeit fiel auch die Geburt ihres ersten Kindes.

Was Esther Kain-Abel an vielen Erfurterinnen und Erfurtern bemängelt: »Zu wenige trauen sich, Verantwortung zu übernehmen. Es ist so traurig. Dabei gibt es nichts erfüllenderes, als das Schicksal zu formen, das eigene Leben autonom zu bestimmen.«

Für Esther Kain-Abel sind das keine leeren Worte: Sie ist eine der erfolgreichsten Event-Managerinnen des Landes. Dabei spezialisierte sie sich vor

allem auf Veranstaltungen für Behinderte: »Wer glaubt, daß Lachen und Ästhetik nur etwas für eine Elite sind, der hat nichts von der menschlichen Seele verstanden. Es gibt mehr Schönheit in einem Menschen, der leidet, als in hundert sogenannten Schönlingen.« Ein weiterer Höhepunkt in ihrer Karriere war die Koordination des Begräbnisses für Johannes Paul II.: »Als Bestattungsmangerin wollte er keine andere haben. Eine Ehre, auf die ich mich lange vorbereiten konnte, bis er endlich starb.«

Eine einzige Schwäche hat Esther Kain-Abel jedoch, sie ist ungeduldig: »Wir müssen es sofort anpacken und alle gemeinsam. Es gilt, keine Zeit zu verlieren. Erfurt leidet.«



Selbstbewußt: EKA nimmt die Verantwortung an (links); auch beim Warten auf die Straßenbahn – EKA arbeitet immer für ihre WählerInnen! (rechts)



## Rettet Erfurt, die schönste Stadt der Welt!

Wohlstand, Gesundheit und Glück für alle! Das Wahlprogramm von Esther Kain-Abel.

Erfurt, die schönste Stadt der Welt, steht kurz vor dem Abgrund. In den letzten 100 Jahren wurde die Stadt geplündert, erniedrigt, korrumpiert, wirtschaftlich und sozial ruiniert. Nun muß so schnell wie möglich Hand angelegt werden, um zu retten, was zu retten ist.

Dabei sollen für mich, Esther Kain-Abel, bis Ende 2007 vor allem drei Ziele maßgeblich sein: 1. Wohlstand für alle; 2. Gesundheit für alle; 3. Glück für alle.

### 1. Wohlstand für alle

Die Erfurter Stadtkasse kann binnen Wochen auf soziale Art und Weise saniert werden. Dafür schlage ich folgende Maßnahmen vor:

**a) Privatisierung der Stadtwerke.** Die Erfurter Stadtwerke sind seit Jahren ein Hort der Vetternwirtschaft und lasten schwer auf der Tasche der Bürgerinnen und Bürger. Ich stehe zur Zeit in engem Kontakt mit einem bulgarischen Großkonzern, der bereit wäre, die Stadtwerke zu übernehmen. Durch die Übernahme könnten die Energiekosten der Stadt Erfurt um einen Drittel gesenkt werden. Zudem würde der Konzern auf 20 Jahre die Anzahl der heutigen Arbeitsplätze garantieren, und zwar durch die Entlassung eines Drittels des Managements.

**b) Enteignung der Kirche.** Mit der schriftlichen Erlaubnis von Papst Benedikt XVI. werde ich den übertriebenen Protz der Kirchen (vor allem der Evangelischen) enteignen und die Immobilien an Hartz-IV-EmpfängerInnen-Verbände übertragen. Die Kirche darf Armut nicht nur predigen, sondern muß sie selbst ausleben.

**c) Bau eines intergalaktischen Empfangszentrums.** Seit Jahren suchen die NASA und die Europäische Raumfahrtbehörde ESA nach dem richtigen Standort für den Bau eines intergalaktischen Empfangszentrums. Dieses soll zum einen Außerirdische auf unseren Planeten locken und zum anderen sollen für die terrestrische Ökonomie neue Märkte auf fernen Planeten erschlossen werden. Dafür haben die EU und die USA 45 Milliarden Euro zur Verfügung gestellt. Damit wären bis zu 3000 (nicht nur hochqualifizierte) Arbeitsplätze für die nächsten 50 Jahre gesichert. Allerdings besteht die Befürchtung, daß einige Einrichtungen, die zum intergalaktischen Zentrum gehören, manche vor den Kopf stoßen könnten. So etwa das interplanetarische Bordell oder das Jagdreservat für Aliens. An dieser Stelle möchte ich all jene, die sich vor Sex mit Monstern ekeln, daran erinnern, daß Gott uns alle geschaffen und uns das Paradies versprochen

hat, wenn wir dafür allen Liebe schenken bzw. verkaufen. Für das Jagdreservat kämen Artern und Gera in Frage, da sich die Bewohner dort ohnehin in einem katatonischen Zustand befinden. Sie werden kaum reagieren können, wenn sie von einem Raumschiff mit lustigen Kardassianern gejagt werden.

**Fazit: Durch diese Maßnahmen würde die Stadt Erfurt kurzfristig bis zu 10 Milliarden und mittelfristig bis zu 100 Milliarden Euro erwirtschaften, die nicht nur in die soziale Infrastruktur investiert, sondern auch sozial umverteilt werden könnten.**

### 2. Gesundheit für alle

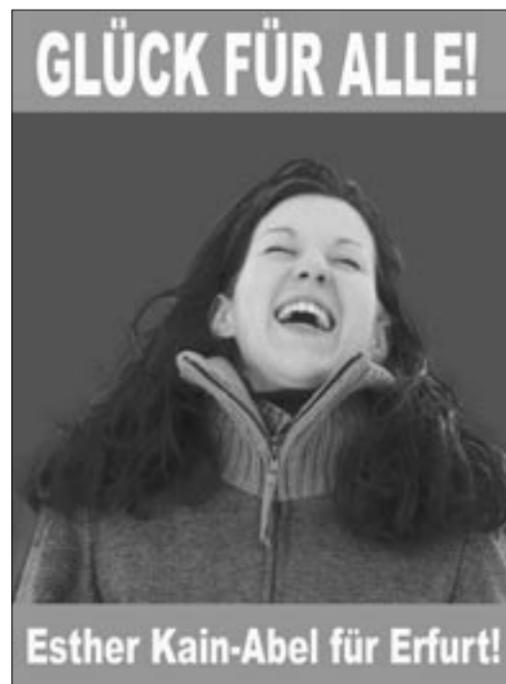
Mit einfachen und rentablen Mitteln kann die Gesundheit und das Wohlbefinden der Bevölkerung blitzartig verbessert werden. Deshalb schlage ich vor:

**a) Finanzierung besserer Krankenhauspätze durch Sterbetourismus.** Jede und jeder von uns verdient gute, gemütliche, moderne Krankenhauspätze und hochqualifizierte MedizinerInnen. Dafür sollten aber die Erfurter PatientInnen nicht alleine aufkommen müssen. Deshalb schlage ich den Bau eines Luxuslazaretts für reiche Sterbende vor, um die Reichen aus aller Welt dazu

zu bewegen, in unserer wunderschönen Stadt abzuleben. Dafür werde ich persönlich, als neue Oberbürgermeisterin, ein Unternehmen von China nach Erfurt verlegen lassen, welches ferngelenkte Ein-Platz-Limousinen baut, die es diesen wohlhabenden Menschen ermöglichen, in den letzten Tagen ihres Lebens die Schönheit Thüringens zu bewundern und – sofern sie dazu noch in der Lage sind – anzufassen. ErfurterInnen könnten diesen Service in Zukunft natürlich kostenlos in Anspruch nehmen. Damit wäre auch die Bestattungsindustrie – die in Erfurt auf unzählige Unternehmen zurückgreifen kann – weiterhin stabilisiert.

**b) Biodrogenanbau und Biodrogenverkauf im Kressepark.** Nahezu alle Rauschmittel, die gegenwärtig an die Erfurter Jugendlichen verkauft werden, sind künstlich hergestellt. Das ist mehr als ungesund! Den Lieferanten und Produzenten außerhalb der EU (bzw. Ostdeutschlands) können wir nicht vertrauen. Deshalb soll im Kressepark der biologische Anbau von Hanf, Mohn und Koka ermöglicht werden, welches später durch eigene Verkaufseinrichtungen (nicht nur) innerhalb von Erfurt vertrieben und vermarktet werden soll.

**c) Bau der Erfurter U-Bahn und**



**Schwebebahn.** Sobald die beiden Verkehrsmittel in Betrieb genommen sind, wird die Altstadt (inkl. Stadtring) für jegliche motorisierte Fortbewegungsmittel gesperrt werden. Das wird die Stadt schöner machen, zur Verbesserung des Klimas beitragen und für die ganze Welt beispielgebend sein.

**Fazit: Durch diese Maßnahmen wird die Qualität des Gesundheitssystems deutlich erhöht und die Kosten drastisch gesenkt. Die ErfurterInnen werden dadurch bis zum Jahr 2011 einen Altersdurchschnitt von 88 (Männer) bzw. 93 (Frauen) Jahren erreichen. Und wenn sie dann sterben, werden sie gut gelaunt sein.**

### 3. Glück für alle

Mit ein bißchen Phantasie kann der Alltag aller BürgerInnen mit wenigen Mitteln lustiger und fröhlicher gestaltet werden. Gleichzeitig können die Angebote für Ausbildung und Kultur wesentlich verbessert werden:

**a) Winterolympiade nach Erfurt:** Auch in Turin hatte Thüringen wieder die stärkste Nationalmannschaft der Welt. Leider fehlen rund um Erfurt die Berge für die alpinen Skisportarten. Deshalb schlage ich vor, daß drei Stadt-

teile im Norden (Rieth, Roter Berg, Moskauer Platz) von den EinwohnerInnen entgeltlich abgetragen werden. Gleichzeitig wird bis 2007 der Zoopark erweitert, ein Rotlichtviertel errichtet, Platz für eine neue Fußballarena geschaffen, sowie ein künstlicher See (inkl. Unterseehotel) mit Sandstrand angelegt bzw. gebaut. Mit dem anfallenden Schuttmaterial können die engagierten ErfurterInnen den Inselfberg und den Schneekopf um jeweils 400 Meter aufschütten, so daß spätestens 2018 die Winterspiele in Erfurt stattfinden können.

**b) Pflichtvertonung öffentlicher Anlässe und gleichzeitige Abschaffung aller Karnevalsveranstaltungen und -vereine.** Da sie es als langweilig empfin-

den, nehmen die BürgerInnen der Stadt Erfurt immer weniger Anteil am öffentlichen Leben. Gleichzeitig besuchen sie immer seltener kulturelle Veranstaltungen, da diese zu teuer sind. »Lustig« fühlen sie sich nur dann, wenn Karneval ist und die Obrigkeit den Zug durch die Andreasstraße führen läßt. Deshalb werde ich alle bedeutenden Musiker der Stadt verpflichten, die Sitzungen des Stadtrats und auch alle sonstigen öffentlichen Anlässe zu vertonen und live mitzugestalten. Das wird den BürgerInnen verdeutlichen, wie witzig und fröhlich alles sein kann. Daraufaufgehend werden sämtliche Karnevalsvereine abgeschafft und alle KarnevalistInnen für eine Woche auf dem Anger an den Pranger gestellt.

**c) Kinderaustausch mit Brasilien.** Fakt ist, daß sich unsere Kinder zu wenig bewegen und zu viel essen. Daran ist vor allem das Wetter schuld, das bei uns nicht so schön ist wie an anderen Orten dieser Erde. Deshalb schlage ich vor, daß die Stadt einen Kinderaustausch mit den Favelas von Rio de Janeiro initiiert und finanziert. Die Erfurter Kinder dürfen dann sechs Monate lang in Pappkartons in den ärmsten Vierteln der brasilianischen Metropole leben. Das hat gleich zwei große Vorteile: Wenn sie zurückkommen, werden sie nicht nur viel für das Leben, sondern auch über das Fußballspielen gelernt haben und somit eine wertvolle Ergänzung für den Kader des FC Rot-Weiß sein.

**d) Pflichtkurse für deutsche Sprache für ThüringerInnen.** Dafür braucht es eigentlich keine Erklärung. Um der voranschreitenden Stigmatisierung entgegenzuwirken, müssen wir in Thüringen endlich richtig deutsch lernen! Oder wir kämpfen für die Unabhängigkeit Thüringens, was natürlich ein bißchen lächerlich wäre.

**Fazit: Glück kann man nicht erzwingen, aber man kann daran arbeiten. Mit diesem Programm werden bis Ende 2007 bis zu 85% der BürgerInnen von Erfurt vor lauter Freude auch nachtsüber strahlen (was ganz nebenbei die Kosten für die Stadtbeleuchtung senken wird).**



## Erfurter Fankultur auch ohne Club

Fans feierten das 40-jährige Jubiläum des FC Rot-Weiß am Gründungsort mit einer dreitägigen Party – die Club-Verantwortlichen indes hatten anderes zu tun

**W**as hält einen Fußballclub am Leben? Die Neuverpflichtungen in der Winterpause? Die Erfüllung der DFB-Lizenzauflagen? Die Höhe der Zuschauereinnahmen? Sicher, all diese Dinge sind unerlässlich, um im heutigen Profigeschäft einen Club über Wasser zu halten. Doch was ist mit den Fans, die Woche für Woche den Weg ins Stadion finden oder sich eine weitere Auswärtsniederlage im 500 Kilometer entfernten Hamburg antun? Was tragen sie zum (Über-)Leben eines Fußballclubs bei – außer, daß sie ihr Geld an der Stadionkasse ausgeben? In Erfurt offenbar nicht viel, wenn man sich die Beteiligung des FC Rot-Weiß an der von den Fans organisierten Veranstaltung zum 40-jährigen Club-Jubiläum ansieht.

Über 800 Leute fanden vom 26. bis 28. Januar den Weg in den Stadtgarten, um ihren Club zu feiern. Einige Erfurter Kultur- und Fan-Initiativen hatten in ehrenamtlicher Arbeit das Fest vorbereitet und durchgeführt. Unter dem Motto »Fußball und Kultur« sollte die unsichtbare Grenze zwischen beiden Genres aufgelöst werden – mit Theater, Lesung, Kunstausstellung, Live-Bands, Fan-Börse, Autogrammstunden und Podiumsdiskussion. Drei Tage volles (Kultur-)Programm, am Ort der Gründung, 40 Jahre danach – auf den Tag genau. Eigentlich eine Steilvorlage für die Clubverantwortlichen, den Kontakt zu den Fans zu verbessern und miteinander ins Gespräch zu kommen. Das sollte man meinen. Doch leider zog sich der Verein einige Wochen vor der Ver-

anstaltung aus der Organisation zurück. Begründung: Die Vorbereitung für das Bayern-Spiel im Januar fräße zu viele Ressourcen. Das ist natürlich verständlich – sind die Einnahmen aus diesem Spiel doch überlebenswichtig. Was ist dagegen ein 40-jähriger Geburtstag? Zudem plane man eine Rot-Weiß-Nacht zum Jubiläum im Kaisersaal im Sommer. »Man hat schließlich das ganze Jahr Geburtstag«, wie Vorstandsvorsitzender Rolf Rombach in der Podiumsdiskussion feststellte. Es spricht Bände, daß er es in diesem Zusammenhang nicht einmal fertigbrachte, sich bei den Fans für die Organisation der Veranstaltung zu bedanken.

Dabei zeigte diese einmal mehr, wie vielschichtig die Fankultur in Erfurt ist und welches Potential darin schlummert. Nehmen wir den zweiten Abend: Ricky Wichum, Rainer Döhling und Stefan Werner lasen Texte zum Club, das Duo Birkemeyer/Witt und die Kleinkunstbrigade Anna Kram brachten zwei Theaterszenen auf die Bühne. Im Saal saßen 250 begeisterte Rot-Weiß-Fans: von der Familie mit Kind bis zum alten Ostkurven-Haudegen. Die meisten von ihnen hatten sicher nur noch verschwommene Erinnerungen an ihr letztes Lesungserlebnis.

Oder die von den RWE-Chronisten Olaf Schwertner und Ronald Fromm gestaltete Fan-Utensilien-Ausstellung. Hier wurden erstmals in der Clubgeschichte die seltenen und wertvollen Fundstücke aus den beiden Privat-Archiven ausgestellt: unter anderem die Meisterscha-

le von 1954 und alle Trikots der letzten Jahrzehnte. Begeistert schwelgten die Besucher/innen in Erinnerungen. Sicher wäre es wünschenswert, einen Teil der Ausstellungsstücke dauerhaft für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Aber auch hier bleibt die rot-weiße Traditionspflege jedoch den Fans überlassen. Wenigstens an diesem Punkt stellte Rolf Rombach auf Anfrage eines Fans Defizite fest.

Die Vielfältigkeit der Erfurter Fankultur ließe sich noch fortführen: von selbstorganisierten Fanartikelherstellern über Maler und Grafiker bis hin zu Fanzine- und Musiklabel-Betreibern waren alle am Start. Übrigens unter der Losung »Erfurt-Fans gegen Rechts«, was ja auch nicht ganz selbstverständlich ist. Und ganz nebenbei wurden die 1200,- Euro Überschusseinnahmen der Veranstaltung (inklusive Spenden) auch noch dem RWE-Nachwuchsprojekt »U-23« gespendet. Vor diesem Hintergrund ist die Zurückhaltung der Clubführung um so verwunderlicher.

Also, wer hält den Club am Leben, wenn das aktuelle Team verkauft und der Präsident zurückgetreten ist? Es sind die Fans, die die Farben Rot und Weiß im Herzen tragen – egal, in welcher Liga gerade gekickt wird. Und mit solch einem Potential sollte man nicht fahrlässig umgehen.

Daniel Tanner

Fotos (v.l.n.r.): RWE-Chronist Ronald Fromm inmitten von Sammlerstücken; Lesung im Stadtgarten; RWE-Idole unter sich: Martin Busse, Ronny Hebestreit, Jürgen Heun.

# Jäck, der Initiator

Über den Erfurter Maler und Grafiker Andreas Jäckel



Sven Gatter

Die Augen ins Glas versenkt, die Brille sich spiegelnd in der gelben Flüssigkeit, an einem Tresen dieser Stadt, natürlich. Er ist in mild-traurigen Gedanken versunken, das Lächeln des ewigen Kindes im Gesicht, einer, der den Schatten des Hintergrunds den Lichtern der Bühne vorzieht und der trotzdem alle hier kennt und von allen geschätzt wird.

Andreas Jäckel träumt. Er tut dies in freudesprühenden Bildern – aber auch voller Staunen, Melancholie, fast weltfremd: »Weißt du, meine erste Reise nach Italien ... Plötzlich war ich in Siena ... Diese Gassen, die Ecken, die Ausblicke! Und die Leute! Alles, alles würden sie tun, um ihrer Contrada zum Sieg zu verhelfen. Dabei verwandeln sie ein architektonisches Wunder in ein pulsierendes, buntes Karussell des Glücks.«

Das Lächeln verzieht sich: »Dabei habe ich gedacht: So sollte Erfurt sein, so könnte es sein. So war es in meinen Erinnerungen und Träumen ... Eine Stadt mit einer chaotisch-wilden Mischung aus Gefühl, Elan und Lebensfreude. Wohlwollend und gemütlich wie sonst kein Ort in Deutschland. Mei-

ne Stadt – ein Wegweiser für alle, die sich nach Glück und Schönheit sehnen.« Eine Sekunde lang wurde er laut. Das erschreckt ihn, denn Jäckel liebt die leisen Töne.

Er ist eine flüsternde Erscheinung, hinter der eine unheimliche Kraft verborgen liegt. Nach der Wende wollte er diese Kraft kanalisieren und arbeitete im Stadtjugendring. »Wichtig war, all die blinden und selbstbezogenen Vereine unter einen Hut zu bringen und etwas Vernünftiges für alle herauszuholen. Trotz weniger Mittel, hatten wir immer wieder großartige Ideen. Im Vordergrund stand, sich an den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen zu orientieren und sie selbstbestimmt mitwirken zu lassen. Dort setzte ich mich mit meiner ganzen Kraft und Kreativität ein.«

Die Augen schauen nun bitter über die Brille: »Es ging oft nicht so, wie wir uns das vorgestellt hatten. Im entscheidenden Augenblick verschwanden all jene, denen Erfurt angeblich soooo viel bedeutete und die bei den ideologischen Diskussionen so viel Raum für sich beanspruchten. Unglaublich. Bei der Umsetzung hat es jedoch oft geklemmt.

Die Intellektuellen blieben bei der konkreten Arbeit meist zu Hause.«

Doch Jäckel ist auch ein Intellektueller, ob er das will oder nicht. Seine Bilder werden von Jahr zu Jahr erfolgreicher, seine verspielte »Kunst der zuversichtlichen Verzweiflung« trifft ins Herz. Und auch seine Bühnengestaltung ist inzwischen zu einem Markenzeichen geworden. Er weiß das und leidet dennoch: »Ich versuche immer, alle davon zu überzeugen, daß wir kooperieren müssen, daß das unsere einzige Chance ist. Und immer wieder stehe ich da und schaue erstaunt zu, wie die Leute sich wegen gar nichts zoffen und die Projekte zerstören. Und trotzdem werde ich nicht aufhören, weil wir alle die Verantwortung tragen, etwas aus Erfurt zu machen.«

Jäckel, der Initiator: Nicht einmal er weiß noch genau, wie viele Projekte er seit der Wende mitinitiiert hat. Auch bei Rot-Weiß ist Jäckel immer dabei, wenn möglich auch auswärts. »Fußball ist schön, ein Punkt des Wiedersehens für alle Freunde, einmal pro Woche, an der frischen Luft, um unsere Stadt durch unseren Verein zu feiern.« Auch hier kämpft die Liebe gegen die Verbitterung: »Der RWE ist ein Symbol für die Stadt. Die Vereinsführung ruiniert dieses Symbol genauso konsequent, wie die Politik alles Schöne an dieser Stadt vernichtet.«

Aufhören? »Niemals. Meist bin ich bei Projekten mit der letzte, der da bleibt und das Licht auslöscht. Auch wenn der Eine oder Andere Opfer seiner Eitelkeit wird und sich weigert, mit den anderen konstruktiv zu arbeiten, dann gilt es, sich zusammenzufinden und die Projekte gemeinsam umzusetzen. Denn es geht nur, wenn wir alle am selben Strang ziehen.«

Amen, Jäckel. Er räuspert sich und nippt an seinem Bier. Dann muß er weg. Einige Projekte liegen in den letzten Zügen, neue rufen schon. Was bleibt, ist sein Lächeln, dasselbe wie auf einem seiner Gemälde, das an der Wand hängt: Eine Figur mit rot-weißem Schal schaut in die Ferne. Und lächelt hoffnungsvoll.

Paolo Fusi

# Gott ist flüssig – lasset uns beten!\*



Alkohol und Christentum – das ist eine jahrhundertelange Liebe. Waren es doch die Mönche, die die Kunst des Brauens und Kelterns erst in unser schönes Land brachten.

So liegt es auch nahe, daß im Zuge der Erneuerung der Außenanlagen des altehrwürdigen Erfurter Doms die abendländische Tradition des Betrinks hinter Kloster- bzw. Kirchenmauern wieder auflebt. So wird der Domgarten, bisher ungenutztes Brachland, kurzerhand in einen Biergarten umfunktioniert. Und so können zu Fuße von Dom und Severi alsbald die Kelche vom Himmel gestreckt werden: »Beer is coming home!« Wie schön, wenn sich im Sommer die Jünger des Gerstensafes zum gemeinsamen Abendmahl mit Blick auf den Domplatz versammeln werden – wenn Petrus denn mitspielt.

Nur, wie gestaltet man einen Ort der Völlerei auf heiligem Grund? Das haben sich die eifrigen Investoren sicherlich auch gefragt. Während diese sich noch mit Bauanträgen und anderen Unannehmlichkeiten herumplagten, wurde

schon einmal ein wenig im gesegneten Boden herum gegraben. Es galt, eine Bierleitung vom Fässerlager im Domkeller an die obererdige Zapfanlage zu verlegen. Und wie es der Zufall (oder Gott) so wollte, wurden die Fundamente eines mittelalterlichen Bauwerkes freigelegt. Dabei handelte es sich allem Anschein nach um eine romanische Basilika aus dem 12. Jahrhundert. »Ein Gotteshaus am Fuße des Domes?« rätselten die Historiker. »Die Erfurter Stadtgeschichte muß umgeschrieben werden!« halte es in großen Lettern aus den Allgemeinen Thüringer Boulevardblättern.

Wir haben uns der Frage einmal angenommen und kamen zu einem verblüffenden Ergebnis. Dank der ausgiebigen Recherchen unseres Bier-Experten-Teams konnte die wahre Geschichte des mysteriösen Gebäudes unterhalb des Doms ans Licht gebracht werden. Es handelte sich um eine Schankstube, einen christlichen Bierkeller, von Mönchen erbaut, bereits im 10. Jahrhundert nach der Geburt des prominenten Zauberers, der nicht nur über Wasser laufen, sondern

dieses auch zu Wein veredeln konnte. Außerdem konnten wir bei unseren Ermittlungen feststellen, daß auch andere Erfurter Gotteshäuser ursprünglich Trinkhallen waren und erst später in muffige Betstuben umgewandelt wurden. Daß die Erfurter Stadt- und Kirchengeschichte umgeschrieben werden muß, ist also so gut wie sicher.

Da liegt es nahe, im Hinblick auf die immer weniger werdenden aktiven Kirchgänger, diese Gebäude wieder ihrer ursprünglichen Nutzung zuzuführen. Ein Anfang ist bereits gemacht. Neben dem neu entstehenden Ort der ausgelassenen Geselligkeit gibt es ja bereits eine Theaterbühne in der Barfußerruine. Für die gebeutelte Bürgerschaft ist das allemal heilsamer als ein demutsvoll gemurmertes »Vater Unser«. Und Erfurt könnte bei der »Reformation« der Kirche zum Vorreiter werden.

Drum auf, ihr Erfurter Pioniere, tragt die frohe Botschaft in die Welt: »Altäre zu Tresen!«

Andy Farmer

\* Olaf Schubert

**Tintenherz**  
KINDERBÜCHER UND SPIELE  
KRÄMERBRÜCKE 29 99084 ERFURT  
TELEFON 0361 / 346 77 53 TELEFAX 0361 / 346 77 52  
buchhandlungtintenherz@arcor.de

**Käsespezialitäten**  
vom Käsemann am Domplatz in Erfurt  
(gelber Käsehänger)  
Freitag & Samstag  
7-14 Uhr  
Spezialitäten von Kuh • Schaf • Ziege  
Unser Sortiment: Schweiz • Holland • Österreich • Italien  
Deutschland • Norwegen • Frankreich • Spanien • England

ANZEIGEN



### Eure Veranstaltungen

für Juli, August, September  
bitte bis 2. Juni 2006 an:  
heft@kulturrausch.net



## Die Welt zu Gast bei Feinden

Nach den finsternen Jahren sozialdemokratischer Alleinherrschaft, die nichts als Trümmer und Elend hinterlassen haben, wird sich am 22. April 2006 die Jugend der Welt im Erfurter Stadtgarten versammeln und sich zu einem Festival des internationalen Liedes einfinden. Ganz bewußt soll ein Gegenpunkt gesetzt werden zum »Eurovision Song Contest«, der wenig später in Athen stattfinden wird. Während sich dort lediglich das alte Europa der kleinbürgerlichen Scheinidylle das Requiem spielt, werden im Erfurter Stadtgarten Sänginnen und Sänger aus der ganzen Welt vertreten sein. Sie sind verschiedener Hautfarbe, verschiedenen Glaubens und unterschiedlicher Stimmung. Sie sind groß, klein, dick, dünn, bunt, schrill, talentiert, untalentiert, zum ersten, zwei-

ten oder zum letzten Mal auf der Bühne. An diesem Abend soll Freude und Frohsinn von Erfurt in die Welt strahlen, von neuem, ehrlich, endlich aufrichtig. Groß soll es werden, bunt und international, kurz: Die Welt zu Gast bei Feinden.

Sich im Stadtgarten versammeln und mitsingen werden an diesem Abend unter anderen: DJ Bobo, Sebastian Hilgenfeld, Roman Pastuschka, Shane McGowan, Andreas »Sigi« Sigmund, Poul Weygel, France Gall, Al Bano und Romina Power, Eric Kießling, Alexander Platz, Nadine Witt, Paolo Fusi, Franziska Diller, Ace of Base, Las Ketchups, Christiane Werner, Judith Schütze, Franziska Wilhelm, Patrick Völlmer, Dominico Schneider u.v.a.

► Samstag, 22. April, Stadtgarten Erfurt, Einlaß ab 19 Uhr, Beginn pünktlich 20 Uhr

## Globale Füße – Lokale Spuren

Globalisierung, das klingt nach großen Schritten mit »riesigen Schuhen«. Hinterläßt das im Lokalen tatsächlich solche tiefen und unübersehbaren Spuren? Den lokalen Auswirkungen des Globalisierungsprozesses nachgehen will in Erfurt ein gemeinsames Projekt von Evangelischer Erwachsenenbildung Thüringen und DGB-Bildungswerk Thüringen e.V. (bwt) in den Themenfeldern Migration, Wirtschaft und Arbeitswelt, insbesondere in deren ökologischen

und menschenrechtlichen Dimensionen soll das Globale im Lokalen aufgespürt und mittels künstlerischer Ausdrucksformen wie Fotografie, journalistischem Schreiben und Public-Art-Projekten für einen öffentlichen Diskurs aufbereitet werden. Das Projekt läuft voraussichtlich von Juni bis November 2006.

► Anmeldung und Infos: Kathrin Vitzthum (bwt), E-Mail: kathrin.vitzthum@dgb-bwt.de, 0361 - 2 17 27 15.

## Aus dem Leben des Manuel Zorn

Almut Klotz und Christian Dabeler (Foto links) lesen und spielen am Ostermontag, 17. April, in der Engelsburg aus ihrem Debüt-Roman »Aus dem Leben des Manuel Zorn«.

Wer sich noch an die genialen, inzwischen legendären Lasse Singers erinnert, dem wird Almut Klotz noch in bester Erinnerung sein. Anfang der neunziger Jahre sorgte sie mit bittersüß-sarkastischem Wortwitz und melancholischer Fröhlichkeit für einen Glanzpunkt in der deutschsprachigen Popmusik.

Reverend Christian Dabeler arbeitete als Musiker, Produzent und Autor u.a. mit Rocko Schamoni und den Goldenen Zitronen zusammen und tourte mit Robert Forster von den Go-Betweens.

Live bieten die beiden eine hörspielartige Version des Romans, der punktgenau als eine Symbiose aus Lesung und Kammerpop bezeichnet werden kann.

► Almut Klotz und Christian Dabeler am 17. April, 20:30 Uhr, Engelsburg Erfurt, Infos: www.eburg.de, www.ventil-verlag.de

## Duell der Poeten

Mit ersten Plätzen hat es für Thüringen weder in der Bundesliga noch beim Bundesvision Song Contest geklappt. Jetzt kämpfen wir in der Klasse, in der wir eindeutig Heimvorteil haben: Die Liga der Dichter und Denker.

Endlich haben ein paar Slam-Enthusiasten die nächste Runde der Erfurter Poetry-Slam Szene eingeläutet. Am 29. April lädt Radio F.R.E.I. zum ersten Erfurt-Slam ein. Der Slam gleicht einem Wettstreit um die Gunst des Publikums.



Drei Runden hat jeder der 10 Spontan-Lyriker jeweils 5 Minuten Zeit, sein Werk zu präsentieren. Unter dem Motto »Erfurt trifft bohne« gibt es für den siegreichen Künstler ne-

ben Applaus 'ne Pulle Rum zu gewinnen. »Uns ist es gelungen, einige der besten Slamer aus der Literatur-Szene in Berlin und Thüringen einzuladen, trotzdem suchen wir noch neue Gesichter.« Die Botschaft von Andreas Kubitz, Slam-Organisator ist deutlich.

Anmelden kann man sich direkt unter ErfurtSlam@gmx.de oder Tel. 0171 785 20 35. Bereits dabei sind Franziska Wilhelm, Eobanus-Hessus-Preisträgerin 2005, und Xóchil, Slam-Performerin aus Berlin und nationale Aktivistin der Szene. Was noch bleibt, ist Daumendrücken und Mitgehen am letzten Samstag im April.

► Informationen über die Künstler und den Erfurt-Slam: Christian Weirich (www.doppel-u.de), Xóchil (www.xochillen.de), Gauner (www.gauner.de), Martin Jankowski (www.martin-jankowski.de), Erfurt-Slam allgemein (www.junge-medien-th.de)

## Schokolade am Karfreitag

Unter dem Titel »Schokolade am Karfreitag« liest Ralf Rudolphy am 14. April, 20:30 Uhr im café togo in der Neuwerkstraße. Der Autor, durch zahlreiche Beiträge bei Radio F.R.E.I. und im heft als

»Todesfeder« bekannt, liest neue kolumnistische Übergriffe, womit ein gottlos heiterer Kontrapunkt zur öffentlich verordneten Trübsal am Karfreitag gesetzt werden wird.

## Stierkampf zwischen Paulina und Peter

Die literarischen Zwillinge PSPS legen nun ihren lange erwarteten gemeinsamen Lyrikband vor. In der *edition stierkampf* erscheint am 5. Mai der Doppelband: Paulina Schulz »paralysing

shadows« und Peter Schuck »Pockensonne«. Die Release-Party mit Lesung und Musik (DJ vom »Klubraumsound«) steigt am Freitag, 5. Mai, 20 Uhr im café togo in der Neuwerkstraße.

## Hessus-Wettbewerb startet

Mit einer Auftaktlesung beginnt die Ausschreibung des diesjährigen Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes für Erfurt und Thüringen. Am Donnerstag, 18. Mai, lesen aktuelle und ehemalige Preisträgerinnen und Preisträger des Wettbewerbs im Café DUCKDICH der Engelsburg. Start ist 20:30 Uhr.

Der Hessus-Schreibwettbewerb existiert seit 2001. Mit Lyrik und Kurzprosa können an ihm alle teilnehmen, die zwischen 15 und 35 Jahre alt sind und in Thüringen wohnen. Einsendeschluß ist der 4. September. Die vollständige Ausschreibung findet ihr dann im nächsten heft.

**KINO**

Studentenclub UNI-k.um.  
Nordhäuser Str. 63  
99089 Erfurt  
www.uni-kum.de  
Tel: 0361/ 737 1884

jeden montag, 21.00 uhr, uni-k.u.m.

### Anzeige gefällig?

Dann aktuelle Anzeigenpreise  
anfragen unter:  
heft@kulturrausch.net  
Tel. 0361 - 2 11 59 66

**KAFFEE**

**HILGENFELD**

DAS KAFFEESPEZIALITÄTENGESCHÄFT

**Mo bis Fr jetzt ab 8<sup>00</sup>**

COMPLATZ 4 99084 ERFURT  
TELEFON 0361.2622658  
EMAIL INFO@KAFFEE-H.DE  
WWW.KAFFEE-H.DE



terliege ich auch keiner ernsthaften Einschränkung, wenn ich keine Zigarren abschwelen darf; und niemals würde ich es um des Qualmens willen auf mich nehmen, mich in zugige Raucherecken oder vor die Tür zu stellen oder mich gar auf den Balkon scheuchen zu lassen. Erst recht würde ich mich nicht des Winters in Decken eingemummt vor die Tür setzen, wie es jene der bisherigen Stammgäste hartnäckig noch tun, die noch nicht wahrhaben wollen, daß ihre Uhr hier abgelaufen ist. Wiewohl allein der Gedanke, nicht zu dürfen, wonach es mich eventuell gelüstet hätte, zumal an einem Ort, an dem es in meiner Vorstellungswelt erlaubt sein müßte – ja, der geradezu geschaffen dafür ist – wenig erfreulich ist und die Laune empfindlich verdüstern kann. Weit schwerer wiegt jedoch der Umstand, welches Publikum ein rauchfreies Café anzuziehen imstande ist.

In meinem bisherigen Lieblingscafé, meinem verlängerten Wohnzimmer, ist genau das passiert. Was zuvor von der örtlichen Bohème kompetent vollgeräuchert wurde, dünst nun eine aufgeräumt reformhändlerisch-protestantische Atmosphäre aus, in der sich auch eine Kaffeeklatschrunde bestehend aus Claudia Nolte, Antje Vollmer und Ursula von der Leyen nebst sämtlicher Kinder ebenso wohlfühlen dürfte wie das Makler-Pärchen, das beim Latte Macchiato, dem Schnösel-Modegesöff Nummer Eins, seine jüngsten Immobiliengeschäfte Revue passieren läßt. Daß die Gäste am Nachbartisch sich mit Joop und Cal-

vin Klein eingemießt haben, ist nun in voller Aufdringlichkeit wahrnehmbar und führt, unangefochten von Gauloises und Lucky Strike, zur Verätzung der Nasenschleimhäute und zur Stilllegung der Geschmacksnerven. Auch Kleinkinder werden gerne in diese nunmehr so familienfreundliche Umgebung mitgebracht, wobei es für sie Milch nicht aus der Tasse, sondern mitunter auch aus der am Nebentisch freizügig entblößten Brust gibt. Wogegen nichts Grundsätzliches einzuwenden wäre,

**Solange nur genichtraucht und nicht etwa der dritte Weltkrieg vorbereitet wird, darf es Außenstehenden gleichgültig sein, was in Hinterzimmern vor sich geht.**

aber siebzig Zentimeter neben meiner Kaffeetasse erscheint mir das so orts- und situationsangemessen wie ein Burschenschaftlerkonvent im Autonomen Jugendzentrum. Wer indessen über die großzügig auf dem Fußboden verstreuten Junioren stolpert, wird von deren Sorgerechtsinhaberin ungeachtet der durch den anschließenden Sturz und den Aufprall an der Tischkante zugezogenen Platzwunde mit empörten Blicken bedacht und muß gesenkten Hauptes das improvisierte Mutter-und-Kind-Etablissement verlassen.

Ein anderes Café immerhin hat die Nichtraucherquarantäne im Hinterzimmer eingerichtet, an der Tür dort-

hin kann man lesen, was drinnen alles erlaubt ist: »Lesen, chillen, *nichtrauchen*«, letzteres dick unterstrichen, als wäre Nichtrauchen allein bereits eine abendfüllende, aufregende Beschäftigung. Doch auch das wäre vollkommen in Ordnung, sollte es sich so verhalten. Solange nur genichtraucht und nicht etwa der dritte Weltkrieg vorbereitet wird, darf es Außenstehenden gleichgültig sein, was in Hinterzimmern vor sich geht.

Wer jedoch jemals in Nichtrauchercafés Augen und Ohren aufgesperrt hat, kann erahnen, warum ein Film mit dem Titel *Coffee and no Cigarettes* wohl niemals jemanden ins Kino gelockt hätte. Doch halt, ist nicht Kaffee auch ganz schrecklich ungesund? Wie wäre es dann mit *Green Tea, no Cigarettes*, schon bald in Ihrem Kino – der kommende Blockbuster für all jene, die allein schon die theoretische Möglichkeit, sie könnten der Tabakemission anrühlich werden, in Panik versetzt, und die sich durch Passivrauchen dem frühen Krebstod entgegengetrieben sehen. Da können sie Antje Vollmer und Ursula von der Leyen beim Nichtrauchen zusehen, ohne Alkohol fröhlich sein und sich darüber freuen, daß sie unter dem besonderen Schutz der Weltgesundheitsorganisation stehen. Und nicht vergessen: am einunddreißigsten Mai ist Weltnichtrauchertag.

► Ralf Rudolphy liest am Karfreitag, 14. April, ab 20:30 Uhr im café togo, Neuwerkstraße, Erfurt.



# Der Gourmet, alte Filme und der MITROPA-Cup

Von Stefan Werner

Zugausfall – Seit einer knappen Stunde stehe ich hier in dieser Ex-MITROPA. Das Bier in der Hand, die Beine verschränkt. Und die Gedanken beim Club. Fesselnd. Immer wieder. Heute habe ich irgendwie den ganzen Arbeitstag vergammelt. Nichts Halbes und nichts Ganzes gemacht. Überlege, was ich am Wochenende unternehmen könnte, jetzt, wo feststeht, daß das Heimspiel von Rot-Weiß ausfallen wird. Vielleicht sollte ich mal wegfahren. Aber wohin? Zu einem Fußballspiel, das ist es?!

Während ich weiter grübele, zitiert mein Nebenmann die »MITROPA-Dame« an seinen Tisch. Entspannt lehnt er sich zurück, mustert sie noch mal mit eindrucksvoller Denkerpose und sagt schließlich in nachdrücklichem Ton: »Majoran, gute Frau. Majoran würde ihren Bratwürsten gut tun.«

Die MITROPA-Dame schaut verdutzt und lächelt nur, während sie seinen Teller abräumt.

Ich muß schmunzeln. Entweder ist der Typ ein Fleischer oder Bahnhof-Snack-

Tester, eine Art Traumjob für jeden Friteusenfan. Jeden Tag Pommes Rot-Weiß. Schön kross, nicht zu fettig und nicht zu salzig, mit einer leichten Paprikanote – das wär's.

Wahrscheinlich bestellt der Fuzzi gleich noch einen Roten. Ein Bordeaux würde ihrer MITROPA gut tun, HA HA.

Aber mal ehrlich, so ein bißchen Pfeffer beim RWE wäre auch ganz gut und der kulinarische Bereich ist ebenfalls ausbaufähig. Zumindest, was den Einsatz von Friteusen betrifft.

Weiter links erzählt einer von seinem letzten Telefonat mit der Arbeitsgemeinschaft:

»Die Säcke die. Die wissen doch ganz genau, daß ich Elektroinstallateur bin. Da ruft mich doch dieses Arschloch an und sagt, er hätte da was für mich. Ich weiß, daß ich denen gesagt hab, ich mach alles, aber so hab ich das dann doch nicht gemeint. Was Technisches, alles, wo Strom dabei ist, so was hab ich gesagt! Ist doch eindeutig. Zumutbar ist das aber, Herr Koch, hat der Schnösel behauptet. Na wenn Sie das so sehen. Machen Sie's doch,

hab' ich ihm geantwortet. Jetzt werden Sie aber unverschämt, Herr Koch, kam es zurück. Unverschämt, Sie haben doch keine Ahnung. Ich kann ja mal unverschämt werden, wenn's beliebt, Sie Pfeife, habe ich ihn angeblasen. Ich meine, das sind so Pfeifen, die hocken da in ihrem Büro und wälzen wahrscheinlich Pilzbücher und bohren in der Nase bis die Erleuchtung kommt – Schulung zum Pilzberater. Pilzberater? Ich mach' mir nicht mal was aus Pilzen, es sei denn, daß man sie einzeln in Flaschen kaufen kann. Mach mir noch eins, Sigrid. Bitte!«

Ich frage mich, ob Sigrid schon zu MITROPAs Zeiten hier gearbeitet hat. Das Alter hätte sie.

Während ich sie so ansehe, muß ich an meinen Großvater denken. Immer, wenn es um Fußball und Rot-Weiß Erfurt ging, dann holte er die Geschichten von Turbine Erfurt und dem MITROPA-Cup aus der Mottenkiste. Alte Männer und ihre glorreichen Zeiten. MITROPA-Cup. Dann schwadronierte der alte Herr immer davon, daß doch damals Österreich, Ungarn und vor allem die Tsche-

**Kannst du das besser?**

---> "hEFt" sucht Layouterin/Layout-

outer, die/der Spaß am Gestalten hat und das auch am Computer kann....  
Bei Interesse melde Dich unter: heft@kulturtausch.net oder 0361 -21 1 596 6

**G-stalterei** Wir sehen uns im nächsten hEFt!

Erfurt · Rosengasse 1  
0160 96646026  
Sömmerda · Stadtring 31  
03634/31 7359  
www.g-stalterei.de

illustrationen · layouts · grafikdesign · firmensignets · messebau

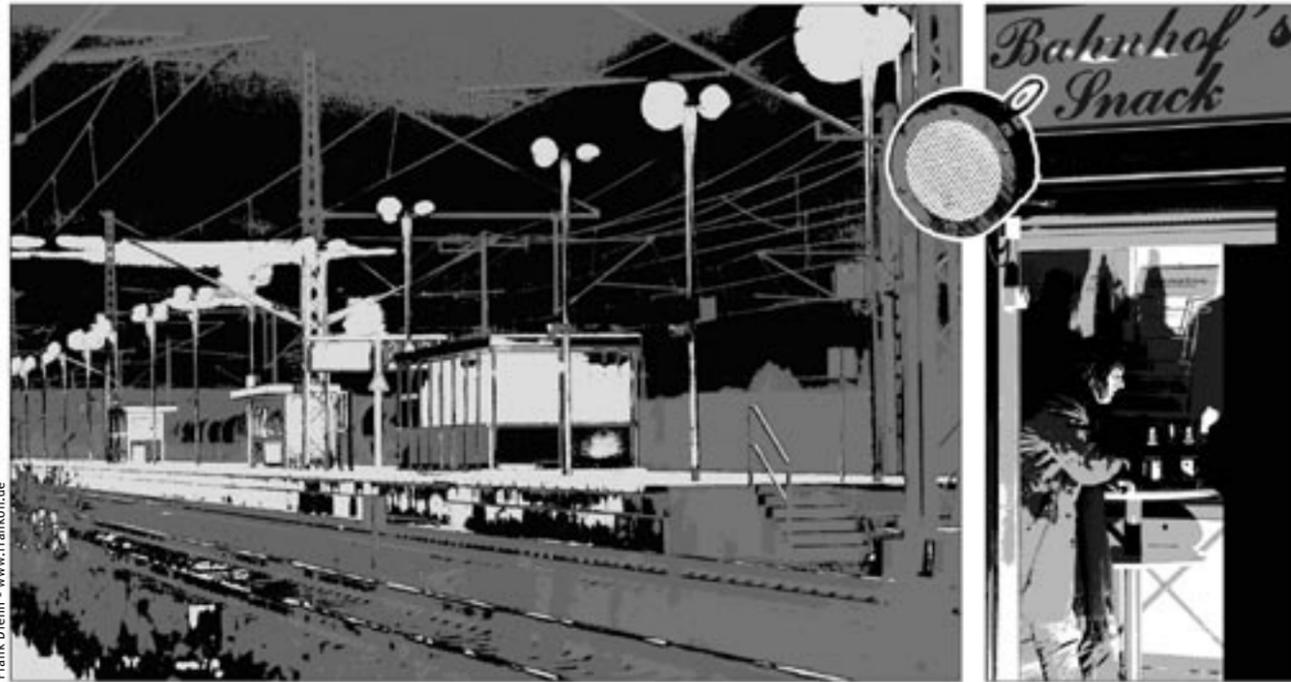
Erfurt-Vieselbach  
Tel.: 036203-730 333  
Mobil: 0176-2 85 99 444

**CLICK AND BURN.de**

preiswerte Fotografie  
privater und öffentlicher Anlässe

eMail: info@clickandburn.de

ANZEIGEN



Immer, wenn es um Fußball und Rot-Weiß Erfurt ging, dann holte er die Geschichten von Turbine Erfurt und dem MITROPA-Cup aus der Mottenkiste. Alte Männer und ihre glorreichen Zeiten.

choslowakei die führenden Fußballnationen in Mitteleuropa waren. Sparta Prag gewann angeblich das Ding 1927 zum ersten Mal. Als kleiner Stöpsel hatte ich immer das Gefühl, daß das alles tausende von Jahren her sein mußte. Natürlich habe ich ihn gefragt, warum das Ding überhaupt so heißt. »Na, weil die Mannschaften in diesen wunderschönen MITROPA-Zugwagen reisten und speisten«, hat er geantwortet. Die Art, wie er das sagte, legte die Vermutung nahe, daß er damals viel Zug gefahren ist. Ich habe nie nachgefragt.

Mittlerweile bin ich ganz in den alten MITROPA-Aschenbecher auf meinem Tisch versunken (überhaupt hat man den Eindruck, daß in diesem Laden nur das Türschild ausgetauscht wurde). In meinen Träumen, beflügelt von 2 Pils und der berausenden Atmosphäre des Bahnhof-Snack, sehe ich mich schon im Speisewagen sitzen und von Spiel zu Spiel reisen. Auf meinem Ticket stehen klangvolle Namen: Sparta Prag, Rapid

Wien, AGC Bologna, Ferencvaros Budapest, Rapid Bukarest ...

Die Lautsprecheranlage dröhnt! »Zzzschh... Sehr geehrte Zugreisende, die verspätete Regionalzzzschbahn aus Ilmenau überzzzzzzhh Neudietendorf nach Erfurt planmäßige Ankunftszzzzzeit 18:07 Uhr wird in wenigen Minuzzzschen auf Gleis 1 einfahren. Zzzschh.«

Ich spüre, wie mir der Traum entgleitet – ein undeutliches, verwackeltes Bild ... Aus den schwarzen Buchstaben wird nur mein Tagesticket – Neudietendorf-Erfurt Hbf.

Endlich. Ich zahle und verschwinde. Draußen ist es dunkel. Der Bahnsteig hat was von »High Noon«. Und ich fühl' mich ein bißchen wie Kane, der den Bürgern seinen Sheriffstern vor die Füße wirft und die Stadt verläßt, nachdem er Miller erledigt hat. Nächste Woche soll Rot-Weiss Essen kommen, da paßt das doch irgendwie.

Zu Hause angekommen, sehe ich im Briefkasten nach. Meistens ist nichts drin, wie im Tor des Gegners halt. Aber heute hat mir doch irgend so ein Versand einen Fragebogen geschickt. Da möchten die von mir wissen, wann ich die Lust verloren habe, bei ihnen zu bestellen. Ich kann mich nicht mal daran erinnern, überhaupt etwas bei denen bestellt zu haben. Oben, vor der Wohnungstür, fällt es mir dann doch ein. Vor geraumer Zeit hab ich da mal eine Gary-Cooper-Kollektion erstanden. Im Küchenschrank habe ich noch zwei Pils. Einen Film, das Pils und dann in die Rakete, bis der Wecker klingelt – das scheint mir ein guter Plan für den Rest des Abends. Der Fragebogen fliegt gleich in die Tonne und die Tür ins Schloß.

Mitten in der Nacht wache ich schweißgebadet auf. Es war was im Briefkasten. Die wollten wissen, wann ich die Lust verloren hab, ins Steigerwald-Stadion zu gehen, und ob ich wirklich die Stadt verlassen will. So ein Unsinn. Mich friert. Ich zieh' die Decke über den Kopf und versuche weiterzuschlafen.

## Welcome to the Puffbohland – Erfurt-Portale im Internet

Erfurt-Portale gibt es im Internet zuhauf. Einige kommen mit viel Glamour und Tamtam daher; andere sind eher schlicht und informativ aufgebaut. Auf allen jedoch gibt es eine Menge Interessantes und Bizarres zu entdecken.

Auf [www.puffbohne.de](http://www.puffbohne.de), dem Portal des TLZ-Lokalchefs Frank Karmeyer, z.B. ist wirklich was los. Hier gibt es alles, was sich das Metropolenherz wünscht: Nachrichten, Erfurt-Webcams und ausführliche Erfurt-Links. Auch einen Puffbohnen-Fanshop kann man hier besuchen. Das Beste aber sind die »Endlos-Geschichten«, die von den Besucher/innen weitergeschrieben werden können. Zum Beispiel »Der perfekte Mord geschah im Puffbohnenfeld« oder »Inspektor Puffbohne«. Letzterer trifft bei einer Ermittlung auf eine seltsame Szenerie: »Beide gingen zurück zum Pool. Der Tatort war unverändert. Aber plötzlich fiel ihm auf, daß nicht nur ein Fön mit der Leiche zusammen im Swimmingpool lag, sondern auch noch ein Küchenmesser in seinem Rücken steckte. Als er den Toten zur Seite wendete, kamen auch noch drei Einschüsse in seiner Brust

zum Vorschein.« Beim Besuchen der Seite geht es einem ein bißchen wie Inspektor Puffbohne: Es gibt viele Möglichkeiten und darüber vergißt man manchmal, was man eigentlich gesucht hatte. Ganz anders geht es einem da bei [www.erfurt-world.de](http://www.erfurt-world.de). Das Portal hat einen entscheidenden Vorteil zum vorherigen – es ist übersichtlich und man findet sich schnell zurecht. In Aktualität steht es der Puffbohne nicht nach. Schön ist auch, daß man über die Tragödien und Posen des FC Rot-Weiß informiert wird.

Fast gar nicht informiert wird man hingegen auf [www.erfurt-live.de](http://www.erfurt-live.de). Unter der Rubrik Erfurt-Veranstaltungen ist da zu lesen: »Für diese Woche sind keine Veranstaltungen eingetragen.« Dafür gibt's an anderer Stelle die aktuellen Polizeiberichte. So wird man zumindest über die vergangenen Veranstaltungen informiert. Schön auch die Touristeninfo zur Thüringer Rostbratwurst. Man erfährt z.B., daß diese laut EU-Verordnung mindestens 15-20 cm lang sein muß. Leider bietet der »Bratwurst Stand Finder« für Erfurt auch nur eine leere Seite an. Das

Schönste aber: Unter der Kategorie »Aktuelles aus der Welt« finden wir 11 Einträge. Unter Top 1 ist zu lesen: »Neuer Papst ist ein Deutscher und wurde gegen 18:00 Uhr gewählt.«

Wem Aktualität nicht so wichtig ist, dem sei die Seite vom Erfurter Geschichtsverein [www.erfurt-web.de](http://www.erfurt-web.de) empfohlen. Eine Erfurt-Enzyklopädie, die nach eigenen Angaben zur Zeit 16.524 Artikel zählt. Dabei kann jede und jeder mitmachen – eine Art Wikipedia für Puffbohnen. Daß die Erfurter Stadtgeschichte noch nicht umfassend dokumentiert ist, beweisen zum Beispiel die Einträge zu Ereignissen im 11. Jahrhundert. Hier sind für etliche Jahre noch Begebenheiten zu finden und einzutragen. Das Jahr 1091 ist allerdings schon vergeben: »Ein großer breiter Zug von seltsamen Würmerchen verdecken die Sonne.«

Und wem auch das noch keine Freude bereitet, der kann sich ja immer noch unter dem soliden Klassiker [www.erfurt.de](http://www.erfurt.de) die aktuelle Pressemitteilung aus dem Rathaus herunterladen.

Daniel Tanner

## Mein Pantoffel, Erfurt und ich mit vollgebrunzter Unterhose – Erfurter im Netz

Die fortschreitende Atomisierung der Individuen im real existierenden Kapitalismus treibt diese zu immer bizarrer werdenden Formen der Selbsterniedrigung. Inzwischen leiden etwa 10 Prozent der Bevölkerung an handfesten Persönlichkeitsstörungen, jenseits von Frühjahrs-, Sommer-, Herbst- und Winterdepression. Ein Ausfluß dieser Entwicklung sind zweifelsfrei private Homepages, die sich ausschließlich mit der Darstellung der eigenen Person beschäftigen.

Nehmen wir beispielsweise mal die von Holger, auf die man über [www.puffbohne.de](http://www.puffbohne.de) gelangen kann. Sie trägt den verheißungsvollen Titel: »Erfurt und ich«. Unter diesem Motto muß sich der Holger vorstellen (»Hallo, ich ... das ist der Holger aus Thüringen.«), weil sich wahrscheinlich sonst niemand mehr für ihn interessiert.

Auf der ersten Seite erfahren wir schon ziemlich viel: Holger ist noch nicht so lange im Internet unterwegs und er ist mit Leib und Seele Amateurfunker. Holger hat ein Auto und spricht sehr oft mit sich selbst. Holger hat eine Tochter, die sein ganzer Stolz ist. Holgers Tochter hat natürlich auch einen Freund, und der war sogar schon mal bei Holger zu Besuch und da haben sie auf dem Balkon zusammen Abendbrot gegessen. Neben dem Amateurfunk ist der »verflixte Computer« mit all »seinen faszinierenden Möglichkeiten« Holgers liebtes Hobby. Holger hört gerne Musik und fährt gerne Rad und Auto. Wenn er dann noch Zeit hat, geht er auch gern einmal mit Freunden schwimmen. Na ja, Holger kocht sehr gerne und, nach eigenem Bekunden, auch sehr gut. Aha ...

Klickt man auf den Button »Mein\_Zuhause« bekommt man einen Eindruck

von Holgers Wohnumfeld. Das ist immer wichtig. Vom Wohnzimmer geht's in die Küche, dann ins Bad, was Holger selbst gefliest hat, in den Eingangsbereich, und den Eingangsbereich von der anderen Seite. Das macht mich wirklich traurig.

Zum Glück war das dann eigentlich schon alles. Es bleiben natürlich so spannenden Fragen offen wie: Was hat Holger mit seiner Frau gemacht? Ist Holgers Tochter wirklich Holgers Tochter? Hat sich Holger vielleicht in die Unterhose gebrunzt? Wie dem auch sei, mehr weiß Holger nicht über sich und wahrscheinlich gibt es über Holger auch nicht mehr zu sagen. Macht ja nichts, zum Glück muß man im Internet nichts finden, was man nicht wirklich finden will ...

Alexander Platz



# 66,5mal Taxi

## oder wer laufen will, fährt besser, wenn er fährt

**S**anta Cruz, Bolivien. Im Internetcafé in der vielbefahrenen Calle Aroma, sitzt ein Fremder.

Das bin ich.

Es ist zehn Uhr an einem Samstagmorgen Anfang September. Die Stadt erwacht und macht sich, obwohl hier unten noch Winter herrscht, bereit für einen neuen elend heißen Tag. Als ich vorhin hereinkam, war ich ein wenig überrascht, denn die Computerspelunke präsentierte sich mir, anders als die Uhrzeit vermuten ließ, wie der reinste Jugendklub. Ich kaufe mir nichts von dem angebotenen quietschbunten Süßkram, sondern beschließe, einfach keinen Hunger zu haben, und widme mich gleich meinem elektronischen Tagwerk, denn es wollen Urlaubsgrüße gen Heimat gesandt werden. Es wird außerdem hohe Zeit für den Blick auf die Website des heimatlichen Fußballclubs. Der FC Rot-Weiß Erfurt spielt heute um zehn Uhr bolivianischer Zeit gegen die Fortuna aus Düsseldorf und der Liveticker auf der Internetseite, der leider nur jedes fünfte Spiel funktioniert, ermöglicht es mir, den Zaubereien meiner Kickhelden, wo immer ich auch bin, beizuwohnen. Hoppla, er funktioniert! Das Spiel hat vor drei Minuten begonnen und Erfurt ist am Drücker – es gibt Freistoß für Rot-Weiß. Gruev tritt an, er trifft den Ball und – TOOOR! Es steht 1:0! Da freut man sich doch!

Weshalb war ich noch gleich hierher gekommen? Ach ja ... Urlaubsgrüße und Reisebericht ...

... vorgestern kam ich aus dem Niemandsland nach Santa Cruz. Javier, ein Forstingenieur, den ich zwischenzeitlich

dort kennengelernt hatte, hat mich zum Bahnhof gebracht. Es war neun Uhr abends und schon lange dunkel. Der Zug platzte aus allen Nähten und immer, wenn er quietschend an einer Station hielt, krachten die Waggonen ineinander. Mir gegenüber saßen eine junge Indianerin in samtrottem, mit Goldfäden durchwirktem Faltenrock, weißer Bluse und zwei schönen, schwarzen Zöpfen und eine Greisin, die ihr manchmal liebevoll wie eine Großmutter über das Haar strich. Erst ließ sich unser Fenster nicht öffnen, so kamen wir ins Gespräch und ich erzählte von meinem Land. Dann ließ sich unser Fenster nicht mehr schließen und ich erzählte von meiner Reise. Sie schliefen ein.

**Weshalb hatten die gerade mich durchsucht, einen arglosen Touristen? Was konnte das derart mustergültige Bilderbuchbündel Dollarnoten bedeutet haben?**

So gegen sieben Uhr in der Frühe kamen wir dann in Santa Cruz an. Nach dieser Fahrt hatte ich das dringende Bedürfnis, mich zu bewegen, und wollte mich vom recht weit außerhalb der Stadt gelegenen Bahnhof zu Fuß ins Zentrum durchschlagen, um mir für die nächsten Tage ein Dach über dem Kopf zu sichern. Ich gab den großen Rucksack an der Gepäckaufbewahrung ab und kreuzte durch das Gebäude zur Touristeninformation, doch die war geschlossen. Es gab also keinen Stadtplan. So versuchte ich, mir die grobe Richtung auf dem,

der ausgehängt war, einzuprägen. Taxifahrer versuchten, mich zu überreden, für acht Bolivianos, knapp einen Dollar, mit ihnen zu fahren. Doch ich lehnte dankend ab und stiefelte los.

Ich ging über den äußeren Stadtring hinweg, der mit Autos, Taxis und Bussen förmlich zugepfropft war, ging entlang an unverputzten, halbfertigen Wohnhäusern und schleppte mich gerade über den mittleren, vorbei an einer Tankstelle, als mich ein Fremder ansprach.

»Hallo!« rief er von hinten, kurze schwarze Haare, eine dicke Brille mit dunklem Rahmen und eine Reisetasche in der Hand. »Hallo, ich bin aus Paraguay. Bist du auch mit dem Zug angekommen?« Er winkte mit einem Stadtplan, »Ich will ins Zentrum, kannst du mir sagen, wie ich dorthin komme?«

Ich begann gerade, mich auf dem Plan zu orientieren, als sein Handy klingelte, woraufhin er telefonierenderweise auf- und abging. Plötzlich hielt ein Auto neben uns. Auf der Beifahrerseite schälte sich ein mit weinrotem Seidenhemd und schwarzer Bundfaltenhose gut gekleideter Herr von ungefähr fünfzig Jahren aus dem Sitz, kam auf uns zu und forderte, nachdem er uns flüchtig seinen Polizeiausweis gezeigt hatte, den Paraguay und mich auf, ihm die Reisespässe zur Einsichtnahme vorzuweisen, es seien viele Drogen und viele falsche Pässe im Umlauf.

»Steigen Sie ein!« ich zögerte. »Einsteigen! Bei der Gelegenheit werden wir sie gleich auf Kokain und Falschgeld durchsuchen.« Wir stiegen ein und sanken in die Ledersitze. Der Fahrer sagte: »Guten Tag!« Dann wurden die Türen von innen verriegelt.

So saßen wir nun zusammen auf der Rückbank und warteten ab, was geschehen würde. Zuerst bekamen wir die Dokumente zurück, dann setzte sich die Limousine langsam in Bewegung. Der Paraguayo wurde aufgefordert, seine Tasche nach vorn zu reichen, woraufhin der Gutgekleidete anfang, sie zu kontrollieren und zu beschnüffeln. Er kontrollierte innen, er kontrollierte außen und hatte plötzlich einen Briefumschlag in der Hand, in dem sich fein säuberlich ein Bündel Dollarnoten befand.

»Ist das Falschgeld?« fragte er den Mann mit der schwarzen Brille.

»Nein! Das ist kein Falschgeld!« Die Antwort genügte. Das Bündel wanderte wieder in die Reisetasche und diese zurück zu meinem Nachbarn.

»Ihren Rucksack bitte!« wandte er sich jetzt an mich und begann sofort wieder zu schnuppern. Die Außentaschen, die Träger, das Innenleben, jede Falte wurde gefilzt. Da fühlt man sich gleich richtig wohl in dieser Stadt, dachte ich mir. Es war nicht viel drin, Kamera, Taschenmesser, etwas Eßbares, was zu trinken und meine Geldtasche, die auch gleich

das Interesse der Spürnasen auf sich zog. Auch dort waren ein paar Dollars und des weiteren zwei Reiseschecks enthalten.

»Ist das alles?« – Nein! Ich habe noch viel mehr Geld unten in meinen Socken! Was sollte ich auf diese Frage antworten?

»Ja, das ist alles! Und es ist kein Falschgeld!« sagte ich. Eine Leibesvisitation brachte dann mein winziges Stoffportemonnaie zum Vorschein – »und was ist das?« ich zuckte mit den Schultern. Es befanden sich lediglich ein paar wenige Bolivianos darin, nichts, was von Interesse zu sein schien. Alles verschwand in meinem Rucksack und dieser kam zurückgefliegen.

»Sie«, sagte der Fahrer, den Zeigefinger auf mich gerichtet, »können gehen.« Die Türen wurden entriegelt.

Ein wenig verwirrt stand ich auf der Straße und sah der Limousine hinterher. Was war das gerade gewesen, fragte ich mich, und allerlei Ungereimtheiten brachten mein Hirn in Wallung. Weshalb hatten die gerade mich durchsucht, einen arglosen Touristen? Was konnte das derart mustergültige Bilderbuch-

bündel Dollarnoten bedeutet haben? Warum hatte der Mann mit dem Stadtplan ausgerechnet mich Neuankömmling nach dem Weg gefragt? Ich hatte so meine Vermutungen. Einer davon konnte ich direkt auf den Grund gehen – meiner Geldtasche. Und siehe da, alles, wofür man sich nichts kaufen konnte, war noch drin. Hingegen von den siebzig Dollar, die ich vor der Drogenkontrolle noch hatte, fehlte jede Spur. Und das war wenig erfreulich, denn man kann in Bolivien fast eine Woche davon leben. Man kann sich auch eine Hängematte davon kaufen oder werweißwieoft mit dem Taxi in die Stadt fahren oder sich tagelang im Internetcafé einnisten. Apropos, wie sieht es eigentlich mit dem Fußballspiel aus? Oh, das ist leider schon vorbei, aber schien noch mal richtig spannend geworden zu sein. Die Düsseldorfer waren bis zum Schluß mit 2:1 auf der Siegerstraße, aber Ronny Hebestreit besorgte den Ausgleich in der neunzigsten Minute.

Mit dem Kopf!

Sebastian Tippelt



# Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

## Schützt die Sippe vor Vogelgrippe!

**Die Vogelgrippe** - eine Bedrohung für unser geliebtes Nutzgeflügel, die Singvögel, Katzen und Biobauern. Doch wir können etwas dagegen tun.

In Zusammenarbeit mit dem Verein zur Bekämpfung von Übergewicht "Schwimring e.V." und der AOK-Rückenschule bietet Ventil e.V. die Möglichkeit, durch den Einsatz von sogenannten aktiven Vogelscheuchen einen Beitrag zur Rettung der Menschheit zu leisten und gleichzeitig etwas gegen die überflüssigen Pfunde zu tun.

Durch die Abschreckung und Vertreibung von möglicherweise infizierten Zugvögeln kann auch in Zeiten der sich ausbreitenden Vogelgrippe die artgerechte Haltung von Geflügel sowie der Betrieb der Zooparks sichergestellt werden. Gleichzeitig werden durch gezielte gymnastische Übungen ("Hampelmann") unter professioneller Anleitung die Arbeitslosen fit für die Zukunft gemacht. Und die Abwehrkräfte (z.B. gegen Grippe) werden auch gestärkt.

**Sie sind:** langzeitarbeitslos (m/w), haben Interesse an Kostümveranstaltungen aller Art, wollen einen Beitrag zur Sicherung der Gesunderhaltung des Deutschen und des Vogelvolkes leisten und lieben die Bewegung an der frischen Luft? Sie sind bereit zur Schichtarbeit?

**Dann werden Sie Vogelscheuche!**

**Wir bieten:** 1-Euro-Jobs bei Ventil e.V. zur Fernhaltung der Zugvögel von unseren Geflügelfarmen und Zooparks. Sie bekommen lustige Kostüme gestellt, werden von einem Bewegungstrainer angeleitet und können den Himmel beobachten (besonders bei Nacht sehr reizvoll). Als besondere Motivation werden Ihnen frische Geflügelprodukte durch die zu schützenden Objekte zum Verzehr gereicht.

Ventil e.V., Schlachthofstraße 33a, 990815 Erfurt



Auch wenn einige etwas traurig schauen, die Stimmung beim Probescheuchen war prächtig!

**Massen-Bewegung gegen Massenschlachtung – Ventil e.V.**

# Heuschrecken und der Bäcker nebenan

Auf den Spuren von offensichtlichen und deshalb versteckten Fragen des Alltags

Wenn Franz Müntefering, der ehemalige Parteivorsitzende der SPD, die bösen Heuschrecken geißelt, dann scheint er den »kleinen Leuten« aus der Seele zu sprechen. Der Wirklichkeit wird die Unterscheidung zwischen »guten« und »bösen« Kapitalisten allerdings nicht gerecht.

### Ein gemeinsamer Schuldiger ist gefunden

Daß angeblich alles immer knapper wird, ist ein Gemeinplatz geworden. Da ist es doch super, wenn wir für alles einen Schuldigen finden können. Hier trat der Exparteivorsitzende unserer real existierenden Arbeiterpartei zwecks Wählersuche auf den Plan.

Als alttestamentarische Plage entpuppten sich dabei insbesondere die Unternehmen, die sich mit M&A (merging and aqise) beschäftigen. Diese kaufen andere Unternehmen auf und strukturieren sie dann um. Die Filetstückchen werden weitergegeben, der Rest stillgelegt. Letzteres sehr zum Unwillen der betroffenen Arbeiter, Angestellten, Zulieferer usw. bis hin zum Bäckermeister um die Ecke. Sie alle sind betroffen und fürchten um ihr Einkommen. Sehr schnell ist, über breite und sehr verschiedene Schichten hinweg, der gemeinsame Feind gefunden.

Dabei entsteht ein einfaches Bild: Wir kennen den tüchtigen Handwerksmeister um die Ecke (sehr gut), das produzierende Gewerbe und die sogenannte Industrie (gut). Auf der anderen Seite der Medaille befinden sich die Spekulanten, Börsenhaie und neben diversen schwarzen Schafen, »die es ja überall gibt«, unsere berüchtigten Heuschrecken (sehr böse) oder Arbeitslosen-Schmarotzer (auch böse).

Dabei übersehen wir, daß die bösen Heuschrecken (Finanzdienstleister, M&A und andere) einfach nur Weiter-

entwicklungen eigenständiger Formen des Kapitals sind. Sie sind unverzichtbar, wichtig und notwendig, da sie Umgruppierung und Neuausrichtung der Gesamtproduktion vornehmen. Ohne solche »bösen« Mechanismen, wie z.B. die Börse oder M&A, würde moderner Kapitalismus und somit auch die »gute« soziale Marktwirtschaft gar nicht funktionieren. Dies allerdings erschließt sich erst jenseits von Gut und Böse.

### »Heuschrecken« erklären nichts

Das Schwierige an »Gut und Böse« ist nicht nur, daß es zu einfach ist. Vielmehr, es erklärt auch nichts. Man kann von einem Kapitalisten nicht verlangen, daß er sozial verantwortlich handelt. So jammern nur Utopisten, Gutmenschen und ausgefuchste Quaksprecher. Seine Aufgabe ist es, sein Kapital möglichst gut zu verwerten. D. h. er muß (und deshalb will er) möglichst viel Profit machen.

Das er Arbeitsplätze »schafft«, also Teile seines Kapitals als Lohn ausgeben muß, ist für ihn ein notwendiges Übel. Das Übel mit den quengeligen Arbeitern lohnt sich nur, wenn es sich lohnt. Am liebsten hätte er nur Maschinen, die keine Forderungen stellen und 24x7 arbeiten. Also 7 Tage die Woche ohne lästige Auf- und Zuschläge, 24 Stunden am Tag ohne Steinkühler-Pause, Ermüdung und mit gleichbleibender Qualität und Quantität.

Also ist es nicht böse gemeint, wenn Arbeitsplätze abgeschafft werden und die Börse jubelt. Es ist nur eine Folgerichtigkeit, den Menschen in der Produktion soweit es geht zu ersetzen – wenn es sich lohnt. Daß wir uns nicht über die weniger werdenden Arbeitsplätze freuen können, ist eine andere Geschichte und liegt in der heutigen Form der Produktion. Wenn der Unternehmer uns kauft, dann benötigt er Arbeitskräfte, die seinen Vorstellungen entsprechen.

Dafür gibt es Vorstellungsgespräche. Er braucht fleißige, willige und gefügige Arbeitskräfte. Soviel zur modernen Abkunft von Primärtugenden. Aber weiter.

Von Übel ist diese Heuschreckendebatte aber nicht nur wegen ihres Unvermögens, die sogenannten Sachzwänge klar darzulegen. Das Üble sind die Illusionen und die falschen Freunde, die sich uns aufdrängen. Illusionär ist es, mit halt- und kraftlosen Moralforderungen zu kommen, der des »verantwortungsvollen Unternehmers« oder das »Kapital verpflichte«. Gefährlich wird es, weil unsere berechtigte Kritik und unser Unwohlsein ein verkehrtes Ziel erhält. Fahren wir in dem Schema in bestimmter Weise fort, dann landen wir beim Dualismus von raffendem (böse) und schaffendem (gut) Kapital der Nazis.

Es geht insbesondere nicht gegen die Person des Kapitalisten, sondern gegen die Möglichkeit, daß es ihn überhaupt



BUCHHANDLUNG  
UND  
ANTIQUARIAT  
„AM WAIÐSPEIGHER“  
99084  
ERFURT  
DOMPLATZ 24

Telefon: (0361) 566 0 665  
Telefax: (0361) 566 0 664  
jestaedt-antiquariat@gmx.de

und damit Kapital geben kann. Das so gleichfalls der Blick auf die Möglichkeit eines grundsätzlich anderen Wirtschaftens verstellt wird, ist eine weit tiefer liegende Sache.

### Unterschiede in Kapital und Arbeit

Das Gute in der einfachen Vorstellung ist unwillkürlich der Bäckermeister um die Ecke. Warum ist das so? Der Bäckermeister ist nah und uns mit seinem Gesicht bekannt. Damit bekommt er den Schein des Konkreten und Menschlichen. Wir sind Stammkunde und haben Vertrauen. Wir erkennen in ihm das, was wir an uns zu schätzen gelernt haben. Das ist Arbeitsamkeit, er arbeitet fleißig wie wir. Es ist gutes altes Handwerk, also ehrliche Arbeit, wie bei uns Lohnarbeitern.

Wir sehen ihn so, weil wir bei ihm als Kunde König sind und nicht als Geselle mit Lehrjahren keine Herrenjahre verbringen. Wir haben eine falsche Nähe, weil er um die Ecke ist. Wäre er hingegen ein erfolgreicher Kapitalist, ließe plötzlich seine Arbeitsamkeit spürbar nach. Nur weil er ein nicht so erfolgreicher Kapitalist ist, erscheint er uns ähnlicher als ein Herr Ackermann.

Bei den Heuschrecken ist es also das genaue Gegenteil. Weil diese Damen und Herren in den Höhen der Finanzen und Derivate tätig sind, weiß man gar nicht, mit was sie eigentlich ihren »Lohn« verdienen. Es ist keine ehrliche Handwerksarbeit, sondern schier unerklärliche Operationen und Manöver von gesichtslosen Hexenmeistern des großen Kapitals. Sie sind weit entfernt, abstrakt und haben mit uns nichts zu tun.

Weil die Heuschrecken so entfernt erscheinen, so fremd und abstrakt, wird damit die Unmenschlichkeit der sozialen Marktwirtschaft an ihnen erst offensichtlich. Die scheinbare Nähe des »um-die-Ecke-Bäckermeisters« verbirgt, daß sie alle Bosse sind, mehr oder weniger erfolgreich. Die heimelige Kleinbetriebsromantik verbirgt, daß die kleinen Meister und großen »Hexenmeister« eines unbedingt brauchen: fleißige, willige und verfügbare Arbeitskräfte. Was auch heißt, was produziert wird, gehört

denen, denen der Betrieb gehört. So gehört sich das. Wo kämen wir sonst hin?

### Ein wichtiger Unterschied: der Boß und ich – die Bosse und Wir

Es hat uns nicht zu interessieren, ob der Kapitalist einer ist oder viele, deutsch oder transnational, Bäckermeister, Maschinenfabrikant oder Banker. Ob er erfolgreich ist, groß oder klein, Bio-Produzent oder Chemiegigant – soweit das Sollen. All diese Unterschiede gibt es und diese Kapitale bekämpfen sich gegenseitig auf den Tod, wie sie ein gemeinsames Ziel haben: steigenden Profit und hierfür brauchen sie willige, fleißige und verfügbare Arbeitskräfte, also uns.

Aber dies verdeckt die Heuschrecken-

schelte genauso wie das sinnfreie Jamern über zu hohe Managergehälter oder Abfindungen. Darüber läßt sich bei Christiansen formschön reden, geht aber genau an des Pudels Kern vorbei. Der Prozeß den wir heute erleben, ist eine Normalisierung des Kapitalismus nach der Blockkonfrontation. Wenn wir nicht aufpassen, werden Hunger und Armut wieder normale Begleiter übervoller Warenhäuser sein. Dies ist schon jetzt fast in der ganzen Welt der Fall. Die Zeit des Kuschelkapitalismus und der deutschen sozialen Sonderzonen ist vorbei.

Peter Heilbronn

► Eine erweiterte Fassung ist im Internet zu finden. (<http://www.mxks.de/files/ag/Heilbronn.Heuschrecken.pdf>)



# Deutschlands drittbeste Niederlage

Die Stadt Erfurt feiert 2006 ihr »Deutsch-Französisches Jahr«, und auch in Thüringen ist das Thema nicht mehr geheimzuhalten. Wenn sich dann auch noch Leute, wie der ausgewiesene frankophile Ulrich Wickert und der neue deutsche Geschichtsbaumeister Guido Knopp in Weimar, dazu äußern, scheinen einige Anmerkungen angebracht. Zumal gerade ein Jubiläum ansteht, in dessen Folge diese Verbindung besonders eng wurde: die Schlacht von Jena und Auerstedt.

Im Jahre 1803 war die territoriale Aufteilung im damaligen deutschen Gebiet infolge der Eroberung des linksrheinischen Gebietes durch die Armeen Napoleons neu geregelt worden. Alle größeren und kleineren deutschen Einzelstaaten raufte sich auf einem Kongreß in Rastatt, nur um ja aus den geistlichen Gütern so viel als möglich für sich herauszuschlagen. Insgesamt wurden 112 deutsche Staaten bei dieser »Bereinigung« vernichtet; auch das gesamte kurmainzische Gebiet ging verloren.

Dessen thüringische Besitzungen, inklusive Erfurt, sicherte sich Preußen. Und so rückten am 21. August 1802, sechs Monate vor der eigentlichen Vertragsunterzeichnung, preußische Truppen in Erfurt ein. Die Preußen hatten dabei ein gutes Geschäft gemacht. Sie gewannen viermal mehr hinzu, als sie verloren hatten. Den Erfurtern war dieser »Regierungswechsel« zuerst nicht ganz unrecht, denn die kurmainzischen Statthalter hatten, bis auf wenige Ausnahmen, der Stadt und der Bevölkerung wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Und so hofften sie, nun ein wenig besser zu fahren. Das allerdings war eine Täuschung, vielmehr gerieten sie vom Regen in die Traufe.

Der friderizianische Staat, heftig damit beschäftigt, neben der deutschen auch die polnische Beute einzuheimen, sah in den neuen »Erwerbungen« bestenfalls vorgeschobene Glacis gegen einen möglichen Feind. Und so interessierte sie an Erfurt weniger dessen Entwicklung als Gemeinwesen, als die Nutzung der militärischen Anlagen – vornehmlich der Festung Petersberg und der Cyriaksburg. Bezeichnen-

derweise übernahm der Befehlshaber des Militärs das Reglement in der Stadt, und da er die kurmainzische Statthalterei (heute: Staatskanzlei) für sich als Wohnung beanspruchte, mußte die zivile Verwaltung nach Heiligenstadt umziehen.

Das war an und für sich kein großer Verlust, denn die preußische Regierungsmaschinerie, ein »Mischmasch aus Despotie, Bürokratie und Feudalismus«, hatte vor allen Dingen den Zweck, möglichst viel Geld zur Unterhaltung des Heeres zu realisieren; Kulturaufgaben waren weniger vorgesehen. Darin unterschied sich Preußen nicht weiter von den anderen deutschen Einzelstaaten, deren Herrscher höchstens insofern anderes waren, als daß sie die Landeseinkünfte für sich selbst verpraßten. Der feudale Sumpf mit seinem rigiden Kastensystem verhinderte jeden Ansatz zum Fortschritt.

Um so eher blickten alle, die an einem solchen Fortschritt interessiert waren, auf das französische Beispiel: wo die bürgerliche Revolution mit den alten Verhältnissen aufgeräumt und den Menschen die persönliche Freiheit gebracht hatte. Allein, die beiden gegensätzlichen Prinzipien – hier das bürgerliche Frankreich, da das feudale Europa – konnten auf Dauer in dieser Form nicht nebeneinander existieren. Und so zogen sich die Kriege, immer abwechselnd mit kurzen Friedensschlüssen, seit 1792 hin.

Im Jahre 1806 war dann auch Preußen in diese Auseinandersetzungen verwickelt worden, vorrangig aus Unfähigkeit, sich für eine der beiden Seiten zu entscheiden. Im preußischen Heer leb-



te man noch immer in den Anschauungen eines längst vergessenen Zeitalters und war fest davon überzeugt, die zur Schlacht geprügelten preußischen Söldner würden dem französischen Nationalheer schon gründlich heimleuchten.

Um der bei jämmerlicher Verpflegung und Ausrüstung gehaltenen Truppe für den Kampf die richtige Einstellung zu vermitteln, wurden moralische Happen serviert: Man organisierte Aufführungen von Schillers »Jungfrau von Orleans« und »Wallenstein«. Aber das einzige, worin die preußische Armee von keiner anderen in Europa übertroffen wurde, war die Paradekunst der »Stiefelettenmajore«. Wichtiger als militärische Leistungsfähigkeit war das völlige Gleichmaß der Zöpfe – noch wenige Tage vor Jena und Auerstedt erging der einheitliche Heerbefehl, »die Heurollen egal zu spinnen«. In den Soldatenbi-

waks wurden ganz andere Sehnsüchte besungen: »Fürs Vaterland zu sterben, wünscht mancher sich; 10.000 Taler erben, das wäre was für mich«, was die allgemeine Stimmung wesentlich treffender wiedergab.

Getreu dem Motto »Das Volk soll es gar nicht merken, wenn das Heer sich schlägt« wurstelte die Militärkamarilla vor sich hin – und das Volk durfte dies über eine gesteigerte Steuerlast bezahlen. Der Petersberg, als militärische Anlage völlig veraltet, wurde lediglich instandgesetzt und die Truppen des Infanterie-Regiments 59 zogen siegesgewiß in die Schlacht und in die Niederlage.

Bei Jena und Auerstedt erhielt dieses verrottete System seinen verdienten, vernichtenden Schlag, allerdings unter furchtbaren Verlusten (über 10.000 Tote). Zum Vergleich: Jena hatte damals nur 4.500 Einwohner. Die militärischen Befestigungen Erfurts bewiesen ihre völlige Sinnlosigkeit: Schon einen

Tag nach Jena und Auerstedt beherrschten die Franzosen die Stadt. Als ein Jahr später der Frieden von Tilsit die Beziehungen zwischen Frankreich und Preußen regelte, wurde Erfurt sogar persön-

»Fürs Vaterland zu sterben, das wünscht mancher sich; 10.000 Taler erben, das wäre was für mich«

liche Domäne Napoleons.

Mit dem französischen Regiment brachen sich jetzt endlich der bürgerliche Fortschritt und die bürgerliche Freiheit Bahn, die in einem feudalen Deutschland keine Chance gehabt hatten. Da eine deutsche bürgerliche Revolution aufgrund der damaligen Existenzbedingungen ausgeblieben war, kam der Fortschritt quasi auf den Bajonetten der französischen Armeen ins Land – freilich um den Preis großer Opfer. Unter

den obwaltenden Umständen war es aber das Beste, was den Deutschen passieren konnte.

Wegen der fortschrittlichen Perspektive ist Jena und Auerstedt, nach dem zweiten und dem ersten Weltkrieg, Deutschlands drittbeste Niederlage. Unter dem Druck der Besetzung durch französische Truppen und dank der Tatkraft der Reformer, wie Stein, Schön, Scharnhorst und Gneisenau, wurde die verfaulte und verrottete Existenzform Preußens in den folgenden Jahren mit Hängen und Würgen in eine lebensfähige überführt. Freilich: viel weiter reichte die Kraft nicht und so mußten die Kosten der »Reform« (alte deutsche Tradition) von den Beherrschten bezahlt werden, während die Herrschenden die Gewinne einstrichen.

Im Verlaufe dieser Entwicklung mußte sich die Qualität von Jena und Auerstedt aber entsprechend verändern, denn mit der Beseitigung der kleinstaatlichen Froschperspektive entstand die Vorstellung eines einheitlichen Deutschlands überhaupt erst neu; und so wandelte sich, mit der Fortdauer der französischen Herrschaft, diese immer mehr von der Befreiung zur Besetzung. Die Franzosen hatten den Deutschen die Freiheit gebracht, doch als diese jetzt die Freiheit auch gegenüber den Franzosen verlangten und gebrauchten, kam es zum Konflikt, der in den Befreiungskriegen von 1813 mündete. In Erfurt beispielsweise hatte die einheimische Bevölkerung noch 1808 Napoleon stürmisch bei dem Königstreffen gefeiert. Vier Jahre später machten sie einen Aufstand gegen die französischen Truppen in der Stadt.

Das dialektische Verhältnis von Fortschritt und Unterdrückung kennzeichnet Beginn und Ende der direkten Beziehungen zwischen Frankreich und Erfurt. Das eine wie das andere darf nicht vergessen werden, wenn man diese Beziehung historisch gerecht, also weder aus bordeauxgeschwängelter Kulturperspektive noch vom Standpunkt rührselig verschneuzter Schlachtenerinnerungen her betrachten und etwas daraus für heute lernen will.

Jens Uhlig



Archiv



Taubenmann: Taubenmarkt Naumburg 1976



Taubenhändler Erfurt 1975



Kalter Markt/Römhild 1974



Neubau: Kranbaubrigade/Erfurt 1976



Horst/Baumaschinist 1986

**»Menschenbilder« von Dieter Demme**

Die hier gezeigten Fotografien sind ein Auszug aus der im Jahre 2004 im Haus Dacheröden/Erfurt gezeigten gleichnamigen Ausstellung.

Dieter Demme, Jg. 1938, in Thüringen geboren, freischaffender Fotograf in Erfurt, Mitglied im Verband Bildender Künstler sowie in der Deutschen Gesellschaft für Photographie



# »Heghlu'meH Qaq Jajvam«

(Heute ist ein guter Tag zum Sterben), Jjeh Sus Nahzzah'rrn,  
Planet Erde, 16. April 786 a.U.c.

Von Kurak

## Runde Sache in Töpfel

Zum 185. Einsatz rückte am vergangenen Dienstag die Berufsfeuerwehr von Töpfel aus. Als der Löschzug die Plimpstraße erreichte, hatten bereits mehrere Etagen Feuer gefangen. Dennoch begannen die Einsatzkräfte augenblicklich mit den Löscharbeiten, um ein Übergreifen der Flammen auf die angrenzenden Gebäude zu verhindern.

Eine besonders tragische Geschichte soll sich am Rande des Geschehens zugetragen haben: Demnach soll, nach Angaben des Einsatzleiters der örtlichen Polizei, einer älteren Dame, die sich unter den Schaulustigen befand, die Geldbörse abhanden gekommen sein. Darin sollen sich, nach Angaben der älteren Dame, nicht nur alle Ausweispapiere, sondern auch ein größerer Geldbetrag (etwa 67 Euro) befunden haben. Der genaue Hergang konnte bisher nicht rekonstruiert werden. Die ältere Dame stand unter Schock und die örtlichen Polizeibehörden müssen von einem Gewaltverbrechen ausgehen. Ermittlungen wurden in alle Richtungen eingeleitet.

Zum Jubiläum übermitteln wir den Kameradinnen und Kameraden von der Berufsfeuerwehr Töpfel unsere herzlichsten Glückwünsche!

*Alexander Platz*

Der wissenschaftliche Berater B'ihmaH ließ einen Moment lang den Blick von seinen Notizen abschweifen und schaute durchs Fenster in den fremden Sonnenuntergang des Planeten Erde. In der Ferne hörte er Glocken klingen. Er zuckte nervös und schrieb weiter: »Was wir auf jeden Fall berichten müssen, ist, daß planetenspezifische Bräuche nicht nur gewünscht, sondern auch unausweichlich sind. Was auch immer die ursprüngliche Botschaft des Messias ist, sie wird auf natürliche Art und Weise insofern ›falsch‹ verstanden und insoweit korrigiert, bis sie den exobiologischen Eigenschaften der Bevölkerung des Planeten entsprechen wird.«

»Die Gefahr«, tippte B'ihmaH weiter, »besteht darin, daß jedes Haus der Erde schnell verstanden hat, diese Botschaft zu benutzen, um die eigene Überlegenheit zu rechtfertigen. Kriege fanden und finden statt, indem man dem Volk zu verstehen gibt, daß die Auseinandersetzungen zwischen den Häusern aufgrund der Religion und nicht aufgrund der Macht- und Wirtschaftsverhältnisse eskalieren.«

Schnee fiel aus dem Himmel von Herr-Phurr't und ließ die Straßenklänge ersticken.

So wie alles hier erstickt, dachte B'ihmaH, auf diesem absurden Planeten.

Als er vor fünf Jahren die Beförderung zum Stützpunkt Herr-Phurr't bekommen hatte, konnte er sich vor Begeisterung kaum unter Kontrolle halten: Die Einsetzung eines Messias' in ein planetarisches Chaos war eines der berühmtesten Experimente des Universums. Und er, B'ihmaH, war zweitausend Jahre nach dessen Beginn derjenige klingonische Offizier, der den Schlußbericht hätte schreiben sollen – um damit die Entwicklung von abertausenden von Planeten für alle Ewigkeit zu prägen.

Er hätte auf die Frage aller Fragen antworten sollen: Kann Qo'noS, die klingonische Heimatwelt, allen Zivilisationen und Lebewesen des Universums eine gemeinsame Moral anbieten, die alle zu Brüdern und Schwestern der Klingonen macht? Ohne, daß die ruhmreiche klingonische Armee einen einzigen Schuß abgeben muß oder die Priester des Khaless ein einziges Gebet auf einem fremden Planeten wagen? Kann der

Glaube bzw. der Aberglaube an etwas Überklingonisches etwas Wesentliches zur Völkerverständigung im gesamten Universum beitragen?

Die Einsetzung des Androiden Jjeh Sus Nahzzah'rrn in Galilea, dieser kleinen Provinz des römischen Imperiums, war ein Erfolg. Seine schlaun Sprüche und seine für die damaligen Verhältnisse hervorragenden technischen Fähigkeiten hatten die Menschheit derart beeindruckt und geprägt, daß es gelang, das Experiment – wie auch ursprünglich geplant – 2000 Jahre lang aufrecht zu erhalten. Gewiß, ab und zu waren kleinere Korrekturen notwendig. So sandten die Klingonen, die sich auf die Waj'rret BurgH zurückgezogen hatten, beispielsweise den Androiden Hluth'errR, um gewisse abartige menschenpezifische Abweichungen an der ursprünglichen Doktrin zumindest abzumildern.

Aber alles umsonst. Vor allem seit 2742 a.U.c. (der Gründung Roms), als die Romulaner begannen, die gesamte Region um Herr-Phurr't mit ihren komplexen Hämoglobindroiden vom so genannten Gemüseplaneten (Helmut Kohl in der Hauptstadt und Manfred Rube in Herr-Phurr't) zu verpesten. Durch die hinterlistigen Tricks der Romulaner drohte das Experiment zu scheitern. Bei diesem Gedanken kam B'ihmaH die Galle hoch: »Alles, aber wirklich alles haben sie pervertiert!«

Als guter Klingone wußte B'ihmaH, wozu er da ist: Er hatte seine Aufgabe innerhalb der Gesellschaft und der interstellaren Gemeinschaft zu erfüllen und sich dann nach dem Tag zu sehnen, an dem ihm das Sterben leicht fallen würde, weil alles bereits abgeschlossen sein wird, was abzuschließen war. Der berühmte letzte Satz, den Jjeh Sus Nahzzah'rrn am Kreuz der Welt entgegenschrie, faßt alles zusammen, wofür ein guter Klingone geboren ist: »Heute ist ein guter Tag zum sterben.« Aber selbst das wurde bis ins Absurde verfälscht: »So, Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun«, seufzte B'ihmaH. »So 'ne Scheiße«, dachte er, »die Römer und die Juden wußten nur zu gut, wen sie töteten und warum sie es taten.« Den folgenden Überlegungen widmete er ein eigenes Kapitel: »Die Erdlinge scheuen Verantwortung und als

# Richtigrichtigstellung

Von Martin Gottschild

›Schicksal‹ verstehen sie etwas Überklingonisches, was sie jenseits ihrer Kontrolle und eben jenseits ihrer Verantwortung lenkt. Sie wollen nicht ihre eigenen Herren sein, sondern, daß jemand Macht auf sie ausübt. Dafür haben sie Konzepte, wie den ›Vorwand‹, und eine unendliche Liste von ›psychologischen Begriffen‹, die sich ins klingonische nicht mal übersetzen lassen. Sie sind einzig und allein dazu da, menschliches Versagen von vornherein zu entschuldigen. Das einzige Volk auf der Erde, das es klingonisch meinte, waren die Ureinwohner Amerikas. Sie kamen nie in Berührung mit dem Kult um Jjeh Sus Nahzzah'rren und wurden deshalb von den ›anderen‹ gehaßt, verachtet und vernichtet.«

Wie schön hatte es diese hübsche kardassianische Spionin in der Stammkneipe der intergalaktischen Gerüchteküche (die Menschen nennen sie »Steinhaus«) ausgedrückt: »Um die Erdlinge zum Guten und Ehrenhaften zu zwingen, brauchst du entweder Gewalt oder eine Identifikationsfigur, die zwar eine zerstörerische und selbstzerstörerische Ader hat, aber trotzdem überlebt. Deshalb bauen wir Kardassianer auf Osama und ähnliche Jehmadar (oder Jihadar), die sich auf der Erde spielend integrieren.«

Und nun war er da, B'ihmaH, allein. Und er hatte seinen Bericht mit einer Empfehlung abzuschließen.

Sollte Jjeh Sus auch in andere Zivilisationen infiltriert werden? Oder sollte man es lassen? Gab es Alternativen? Gab es einen möglichen Kompromiß zwischen Menschlichkeit und Klingonigkeit? Muß man die Erde aufgeben und regungslos zuschauen, wie Kardassianer und Borg, sich unter den trügerischen Erscheinungsformen von Christ- und Sozialdemokraten verbergend, den Planeten aussaugen und vor seiner Vernichtung aufteilen? Hatte er, B'ihmaH aus dem Haus Herrahk, die notwendigen Fähigkeiten und die Weisheit, um eine solche Entscheidung treffen zu können?

Im menschlichen TV lief ein Spielfilm: »Highlander« – eine der verfehlten Produktionen des vulkanischen Propagandaministeriums. Noch schlechter und unglaubwürdiger als der Android Christopher Lambert war nur noch der der Ferengyi, Michael Jackson. Ein Nichts im Vergleich zu dem Borg-Roboter

Arnold Schwarzenegger. Nein, nein, nein. Es muß etwas ganz anderes sein, etwas Sanftes und Positives. Etwas, das die Gewalt als Möglichkeit in sich hat, aber auf eine verspielte Art und Weise. Etwas, was außerhalb der Wirklichkeit stattfindet und eine neue Wirklichkeit verspricht. Etwas, was noch nicht von McDonalds verspeist und von keiner Kirche oder Partei instrumentalisiert wurde. Etwas Reines.

Nein, dachte B'ihmaH, Pippi Langstrumpf ist zu bodenständig. Es mußte gewagter sein. Der Jjeh Sus des neuen Jahrtausends müßte auch nicht unbedingt alles allein schaffen. Er müßte es im Einklang mit der Natur und den anderen Völkern des Universums schaffen.

Er begann zu schreiben: »Der von uns vor zweitausend Jahren eingeführte Messias hat versagt. Er war zu naiv und zu komplex. Ich bin der Meinung, daß wir ihn durch eine Gruppe von Helden ersetzen und das Experiment für weitere tausend Jahre fortführen sollten. Diese Helden müssen greifbar sein und nicht Angst hervorrufen, denn Angst haben die Erdlinge schon genug. Sie müssen Anschläge verüben, denn nur durch Schmerz nimmt die Menschheit irgendetwas wahr. Jjeh Sus war für sie am Kreuz gestorben. So ein Trottel, denken die Erdlinge.«

B'ihmaH schrieb nun schnell und luftig wie seine Begeisterung: »Der Chef der neuen Religion wird Adolar heißen und wird das Universum mit seinem Hund erkunden. Zuhause warten Lolek und Bolek auf ihn, um seine Lehre umzusetzen. Alle wirken fröhlich und unbeschwert und lösen sämtliche Probleme mit kleinbürgerlicher Vernunft. Sie wirken also beruhigend. Und dann, wenn die Erdlinge merken, daß alle anderen Religionen zerstörerisch sind, werden sie unsere annehmen. Dann werden wir diese kindischen Wesen zum einzigen Zustand zurückbringen können, der bei der Jjeh-Sus-Doktrin funktionierte: Nackt durch den Wald zu laufen, ein bißchen Sex haben und nicht nur Angst vor den Hühnchen, sondern auch vor dem Apfelessen haben.« ☒

Eine abstruses Wortgebilde, das ich zum ersten Mal 1999 aus dem Mund meiner damaligen Chefin im Musikhaus Hellersdorf vernehmen mußte, hat sich in den vergangenen Jahren immer mehr in den Sprachgebrauch unterschiedlichster Bevölkerungsschichten eingeschlichen. Selbst Fernsehmoderatoren haben es schon benutzt, und neulich mußte ich es sogar im Untertitel eines Dokumentarfilms auf Arte lesen. Es handelt sich um das falsche, aber unaufhörlich durch Mund-Zu-Mund-Propaganda verbreitete Wortvehikel Mund-Zu-Mund-Propaganda persönlich. Verdammt noch mal, es heißt Mundpropaganda. Mundpropaganda und Mund-Zu-Mund-Beatmung. Aber nicht Mund-Zu-Mund-Propaganda. Mundpropaganda!

Wenn selbst Nachrichtensprecher das nicht mehr wissen, ist es wohl kaum verwunderlich, daß der Otto-Vokalverbraucher erst recht nicht mehr durchsieht, in dem Wust komplizierter neuer Worte und Umstände.

Dann braucht sich auch niemand darüber aufzuregen, daß viele Kinder heutzutage nicht mehr alle Tassen in der Schüssel haben und deren Eltern irgendwann vor lauter Schreck aus allen Socken fallen.

Ich meine, ich will hier ja nicht gleich vom Teufel mit Kreide an die Wand gemalt werden, aber Menschen, die Mund-Zu-Mund-Propaganda sagen, glauben sicherlich auch fest daran, daß Schattenmorellen in Höhlen hausende Tiefseefische und Klabusterbeeren eine fruchtige, französische Delikatesse sind.

Die behaupten sogar, daß sie mit jemandem, mit dem sie gut Kirschen stehlen oder wenigstens Pferde essen können, durchaus auch durch Dick und Doof gehen würden.

In ihrer Welt werden Flipperautomaten von minderjährigen Delphinen gebaut und Kinderschokolade wird aus Kindern gemacht. Wegen der Extraportion Milch...zähne.

Sie echauffieren sich über die Abholzung des seltenen deutschen Nudelholzes und bilden sich sonst was darauf ein, daß

ihre Sprößlinge auf eine Sonderschule gehen dürfen, wo ja gerade im Unterricht der Rattenfänger von Harlem gelesen wird.

Diese Leute halten Stalagmiten und Stalaktiten doch immer noch für zwei verfeindete Volksgruppen im Irak, Mozart für einen Konfektfabrikanten und den Eurofighter für eine preiswerte Supermarktkette. Auf die Frage, welcher Religion sie angehören, geben sie offen und ehrlich zu, überzeugte Autisten zu sein. Ihr Lieblingsfußballverein ist Eintracht Prügel, ihre Lieblingsfarbe Bunt und Bummbummballaballa ist Musik in ihren Ohren ...

Ich meine, da ahnt man doch gleich, woher der Hase geweht kommt. Auch ich habe natürlich meine Schwätschen (... die, zum Beispiel). Und da sind noch viele andere, da brauch ich mir überhaupt keine Illustrationen zu machen.

Was Geographie betrifft, bin ich, zum Beispiel, total ver-kloppt. Habe ich doch tatsächlich mal in der Schule behauptet, Florida sei die Hauptstadt von Kalifornien. Dabei ist das totaler Quatsch, Florida ist natürlich ein Bundesstaat, genau wie Manhattan oder Dallas.

Es ist eben noch kein begossener Pudel wie aus Eimern vom Himmel gefallen.

Aber trotzdem.

Mund-Zu-Mund-Propaganda.

Mal ehrlich.

Wer so was sagt, hat echt'n Brett vor der Hütte. ☒

# Die verkannte Heimat

Von Veit Keller

## Kein Koma

Ein Tag aus Licht  
Zeichnet  
Helle Wellen  
An die Wand  
  
Ich schlüpfte  
Aus der Nacht  
Um zu lesen  
Was der Tag  
An die Fenster meiner Haut  
Geschrieben hat

*Peter Schuck*

Ich würde es nicht als Anstand bezeichnen, aber etwas zeigte sich mir hier als unpassend gewählt. Im Grunde konnte ich aber keinerlei Sinn in dieser stummen Zuneigung erkennen. Es fehlte mir mittlerweile in der Gegenwart meiner Freunde nämlich das Gefühl, ihnen alles sagen zu können. Vielleicht lag es daran, daß man in dieser Stadt nichts machen kann, was man nicht schon längst kannte.

An einem Mittwoch kam es wieder zu einem Treffen mit meinem ältesten Kumpel Gismo und seiner Freundin, die mich nicht mag. Wir redeten zwar viel und lange; Ja – Tausende von Übereinkünften erschlossen sich uns dabei; aber wenn ich nun auf jenen Mittwoch zurückschaue, fühle ich nichts dabei. Es gab kein Verständnis – es war kein Erlebnis, nur wieder einer dieser Tage. Da gab es eigentlich nichts Interessantes zu besprechen. Nun, man kennt sich halt, also besucht man sich von Zeit zu Zeit. Aber, das war nicht immer so. Damals, als man sich noch relativ neu war, brauchte es keinen Grund dazu. Man traf sich einfach grundlos und blieb aneinander hängen. An Tagen wie diesem Mittwoch brauchte es nun aber einen Grund dafür und ich habe nur Angst davor, daß es ewig so bleiben würde.

In der Zeit, seitdem ich Gismo kannte, ist er ein anderer Mensch geworden, und auch ich habe mich seit damals verändert. Die Umstände, unter denen wir uns trafen, waren bereits immer nur zu den gleichen Anlässen gewesen. Wir waren aber nicht mehr dieselben Menschen wie damals. Vielleicht hat sich die Welt um uns herum aber auch nur gewandelt, so daß sich unsere Wege nicht mehr so selbstverständlich kreuzten.

»Morgen ist wieder Mittwoch«, dachte ich mir. Ich habe mir diesen Tag von Hausarbeiten und anderen Unternehmungen freigenommen, denn ich erwartete meinen alten Kumpel Gismo. Ich wußte nicht, warum, aber ich glaubte, es kämen irgendwann wieder bessere Zeiten auf uns zu, wenn man nur lange genug auf sie warten würde. Warum hätte ich die Tradition mit meinem ältesten Kumpel nicht wieder einhalten sollen? In meinem ganzen Leben zeigten sich damals auch keine besseren Seiten von mir.

»Gismo kennt mich wenigstens. Wir haben genug miteinander durchgemacht«, ersann ich mir als Antwort. Aber was brachte mir diese Antwort schon? Ich war es leid, aber es fiel

mir auch nichts Besseres ein. Vielleicht war es auch nur meine Einstellung, die mich das Gute nicht mehr sehen ließ.

Gismo kam pünktlich, wie jeden Mittwoch, um 15 Uhr mit seiner Freundin bei mir an. Erst sollte es Kaffee und Kuchen, gemischt mit Smalltalk geben; später dann Bier und Chips, gemischt mit Gefasel. Insgesamt fiel mir nichts ein, worüber ich ihm Neues hätte berichten können. Mir war danach, daß ich sagen wollte: »Ich bin kaputt!«, »Ich will nicht mehr!« und »Es ist doch alles Mist!« aber ich glaube, selbst das weiß Gismo bestimmt schon über mich. Ich entloß mich dazu, ihn reden zu lassen, doch er sagte nichts. Ich fragte mich: »Was ist das für eine Folter?« und es fiel mir auf, was hier nicht stimmte. Wir hatten nichts mehr miteinander zu tun, trotz unserer gegenseitigen Akzeptanz. Wir könnten uns nichts mehr anvertrauen, selbst wenn wir es gewollt hätten. Sein regelmäßiger Besuch erschien mir eher so, wie wenn er seine arme alte Oma besuchen würde, als daß er bei seinem alten Kumpel vorbeischaut. Die Zeit verstrich an diesem Nachmittage nur schleppend und in meinem Leben veränderte sich dabei nichts. Wir glotzten gemeinschaftlich in »die Röhre« und währenddessen erfuhr ich alle Neuigkeiten, welche sich im Leben von Gismo und Freundin ereignet hatten. Selbst blieb ich aber stumm – ich hatte nichts zu erzählen. Mein Besuch ist nach gerade einmal 45 erdrückenden Minuten auch schon gegangen. Unsere Kameradschaft hatte noch nicht einmal für ein Bier ausgereicht.

Ich blieb den restlichen Tag nüchtern und versuchte nachzudenken. Ich versuchte, etwas an mir zu verändern. Nach einem langen Hin- und Herdenken passierte nichts. Ich erkannte nur: »Es hatte keinen Sinn mehr!« also faßte ich einen Entschluß. »Ich muß hier raus, einfach weg von allem! Meine Ziele und meine Zukunft laben sich an dem Kadaver meiner Vergangenheit. Mein Ich ist längst schon zerfleischt und ausgeblutet. Es gibt nur noch eine Chance für mich – die Reinkarnation. Weit weg von hier muß ich meinen Geist betten und mein Umfeld neu bereiten. Die Menschen werden kommen und ich werde mich in ihnen finden können – oder mich mit meinem Schicksal abfinden können!«

Um meinen Abschied zu bereiten, durchquerte ich noch einmal meine Heimatstadt. Einfach alles hier ließ in mir Unmut

zu. Ich ging zu der Wohnung meines Kumpels Gismo und wollte ihm meine Ansichten erläutern. Er war nicht da, also rief ich ihn an. Unbeeindruckt wies er mein Gesuch zu reden ab und sagte mir, daß er ja sowieso am nächsten Mittwoch wieder vorbei kommt. Danach legte er abrupt auf. Ich stand danach immer noch vor seiner Haustür und verschwand sogleich unzufrieden; den selben Weg zu meiner Wohnung, rückwärts wie ich gekommen war. »Meine Meinung ist«, wie es mir umso treffender erschien, »berechtigt! Es muß etwas geschehen! Ich muß weg, denn hier hält mich nichts mehr!« Vielleicht lag es wirklich an meinen »Freunden«, daß ich unzufrieden war.

Die folgende Woche forschte ich nun nach Praktikumsangeboten und dergleichen, welche möglichst weit weg von diesem »Kaff« lagen. Diese Aufgabe ließ mich förmlich aufblühen. Der Sinn dazu, meine eigennützlichen Ziele verwirklichen zu können, gab mir ein neuartiges Lebensgefühl. Ich spürte, »es verändert sich etwas in mir«. Hierbei fiel mir auf, daß das Sprichwort »Der Weg ist das Ziel« nahtlos auf mich zutraf.

Der nächste Mittwoch brach an. Pünktlich um 15 Uhr kam Gismo mit seiner Freundin wieder bei mir vorbei. Aber etwas war anders als sonst. Vielleicht war ich diesmal anders.

Ernsthaft und mit entschlossener Miene offenbarte ich ihm meine Absichten. Gismo zeigte sich nur perplex. Seine gewöhnliche Schmarotzerei schien diesmal nicht zu gelingen. Es gab keinen Kaffee und Kuchen und zudem erwartete ihn ein langes Gespräch. Ich fragte mich, was er darüber dachte, daß ich alles hinter mir lassen wollte. Nachdem ich ihn und seine Freundin begrüßt hatte und sie es sich auf der Couch bequem gemacht hatten, sagte ich ihm alles, was ich in meiner momentanen Situation empfand. »Du hast doch immer noch uns!« war seine erste Aussage dazu. Erst danach erklärte ich ihm, daß ich weg will. Ein für mich verspottendes »Wenn du meinst, dann mach es doch einfach!« folgte. Es war mir so zumute, als ob er sich dabei dachte: »Ah ja, schon wieder so eine sinnlose Idee von diesem Spinner. Das wird eh wieder nicht klappen!« Da ich bislang noch keine Antwort für ein Praktikum erhalten hatte, erwiderte ich ihm lediglich: »Ja, das werde ich auch!« Gismos Verspottung ging aber nicht weiter. Er entschloß sich nämlich dazu, nach bereits 10 Minuten zu gehen. »Sorry, ich muß jetzt los. Viel Glück bei deinen Bewerbungen oder was auch immer du vor hast. Man sieht sich dann wieder nächste Woche«, verabschiedete er sich von mir und seine Freundin folgte ihm stumm. Ein lautloses Kichern erhellte ihre Gesichtszüge, während sie meine Wohnung verließ. Ich schien weiterhin Recht zu behalten. Mein gesamtes Umfeld mutierte zu einem Gift, das mich langsam schwächte und entmachtete. »Ich muß hier weg«, dachte ich erneut.

Nach etwa vier weiteren Tagen hatte ich dann von einer Ausbildungsstelle in Wiesbaden eine Zusage bekommen. Ich war mir selbst etwas unsicher deswegen. Was mich dort erwartete und was ich hier zurückließ, war mir unklar. Eines stand für mich aber fest: »Es kann nur besser sein als alles, was ich hier

zu kennen glaube«. Die allgemeine Ansicht: »Hier gibt es ja eh nichts«, ist zwar nicht wirklich wahr, dennoch mußte ich zustimmen. Ich wußte da tagtäglich nichts mit mir anzufangen; ständig die gleichen Events, Menschen, Themen und dergleichen. Es mag zwar hart sein, deswegen nach Westdeutschland zu müssen, aber ich war es leid.

Der Abschied von meiner Heimatstadt vollzog sich schließlich absolut trostlos, genau wie mein Leben dort. Ich sagte zwar jedem Bescheid, daß ich gehen würde, aber es schien niemanden zu interessieren. Gismo war nicht zu erreichen und es war mir mittlerweile auch schon egal.

Ich hatte zwei Wochen zum Einleben in Wiesbaden, bevor meine Ausbildung begann. Die Stadt hatte ich zwangsläufig kennenlernen müssen. Wohnungssuche, Ämterbesuch, die Nebenjobsuche, die Erreichbarkeit von Ausbildungsbetrieben und Supermärkten (auf der Straßenbahnlinie) einprägen und die Möbel aus meiner Heimatstadt verstauen; das war in den ersten zwei Wochen mein Leben in Wiesbaden. Danach begann die Lehre und der Streß wurde nicht weniger. Finanznot, Arbeitsstreß und wenig Freizeit plagten mich. Mit der Zeit verlor ich an Gewicht und meine Einsamkeit wich ebenfalls nicht. Ich bin hier zwar unter Menschen, aber ihre Mentalität ist eine ganz andere als die meine. Die Menschen in meinem Betrieb, auf der Straße und in meinen Nebenjobs sind hier so förmlich, daß mir ein normales Gespräch fast unmöglich ist. »Haben sie Angst vor etwas, oder was?« mußte ich erkennen. Auch in den Nachtclubs und dergleichen waren die Menschen sich fremd. Einzig die eingeschworenen Gemeinschaften feierten miteinander. Ich, als zugewandter Ostdeutscher, schien ihnen nicht in dieses Bild zu passen. Wieder mußte ich mir die Frage stellen: »Liegt es an mir?« In meiner Heimatstadt waren nur »verhaßt-bekannte« Dinge und hier gab es zwar viel Abwechslung, jedoch nicht zu einem mir erschwinglichen Preis. Höchstens zwei mal im Monat konnte ich es mir trotz meiner 3 Nebenjobs leisten, in einen Club in Wiesbaden zu gehen.

Nach etwa 4 Monaten rief mich schließlich Gismo an: »Hey, wann kommst du mal wieder her?« Im ersten Moment war ich perplex über seinen Anruf, obwohl sich mittlerweile schon ein bißchen Heimweh bei mir bemerkbar machte. Ich antwortete ihm: »In drei Wochen oder so.«

Ich fuhr für ein Wochenende zu Besuch dorthin zurück und wurde freudig von meinem alten Kumpel begrüßt. Schließlich mußte ich eine Lehre aus alledem ziehen: »Man kann zwar die Heimat verlassen, aber man darf nie verneinen, woher man stammt. Es ist nun einmal so, daß ich hier alles kenne. Ich weiß es zu schätzen (im Sinne von ermessen), will es aber auch nicht tagtäglich erleben müssen.« Mit dieser Einsicht blicke ich nun auf mein Leben zurück. Was es mir noch zu bringen vermag, weiß ich nicht zu sagen. Aber was ich jetzt habe, sehe ich vor meinen Augen. ☒

# Casablanca

Von Mathias Rhode

**A** bend weht in den Regenbogenfahnen im Hinterhof des 60er-Jahre-Baus. Ich zögere, lehne mich an den abbröckelnden Putz. Ich werde abschätzig gemustert, von Männern auf Bierbänken, die zum Ausgang starren. Einer saugt am Hals seiner Bierflasche und wirft mir Blicke zu, leckt dann den Filter seiner Zigarette ab, schaut mich mit Grübchen in den Wangen an und geht aufs Klo. Wer weiß, was er als nächstes ablecken wird.

Eine ALDI-Tüte liegt in der Ecke, Bierdeckel und Glasscherben. Es stinkt nach Pisse. Fettige McDonalds-Luft dringt von unten die Straße herauf und hängt sich zwischen die Häuser. Es ist nicht viel los heute in der Bar und draußen stehen wenige, die naß werden, vom Regen.

In der Ecke zwei Männer, die sich unsanft küssen, ineinander festbeißen. Sie zeigen vollkommene Liebe – oder genau das Gegenteil davon. Als der Blonde dem anderen die Hand zwischen die Beine schiebt, lehne ich mich an die Dachrinne, die nicht nachgibt, obwohl sie verrostet ist. Es ist beinahe Nacht, ich rauche Casablanca, mit weißem Filter, habe den Ausgang im Blick, versuche, das Bild verschwimmen zu lassen.

Stromleitungen über mir sehen aus wie Reißverschlüsse, die Himmelsstücke zusammenziehen.

Ich schweige mich in die Nacht hinein und beobachte andere, die sich küssen, ausziehen. Der Regen zerstreut ihr Stöhnen. Es dringen nur Bruchstücke zu mir. Schmatzen, als der eine sich zurücklegt und der andere den Kopf auf seinen Schoß.

Ich möchte nicht hier sein, jetzt, aber dich sehen. Mir fiel kein Treffpunkt ein, dir diese Bar. Erkennungszeichen: roter Punkt im Hinterhof. Wir rauchen beide. Weiße Filter.

Männer sitzen in der Bar und beobachten mich. Ich bin um

einiges jünger als das Durchschnittsalter. »Was suchst du?« fragt mich einer, der sich neben mich gesetzt hat, ohne, daß ich es bemerkte. Ich drehe mich weg und stehe auf, als er mir seine knorrige Hand zwischen die Beine schiebt. Er stellt sich hinter mich und ich fühle seinen heißen Atem im Genick, traue mich nicht, ihn wegzuschieben. Ich höre sein lüsternes Schnauben und wie er sich die Hand in die Hose steckt.

Ich will fortgehen, kann es nicht, weil ich weiß, daß du noch kommen wirst.

Dann schiebt er seine Zunge in mein Ohr. Für Bruchteile von Sekunden fühle ich den naßkalten Speichel seiner pelzigen Zunge und rieche Mundgeruch. Seine Lippen sind spröde und gerissen.

Ich halte Abstand mit ausgestrecktem Arm. Ich werde ans Meer fahren, bald, aber nicht allein, nehme ich mir vor.

In der Dunkelheit und zwischen dumpfem Stöhnen, das aus den Kellergewölben dringt, sehe ich einen roten Punkt. Zigarettenglut.

Meine Casablanca stecken in der Hosentasche und ich weiß, daß nur du dieser Punkt sein kannst, der in einem anderen Himmelsstück steht als ich. Ich finde mein Feuerzeug nicht, auch den Reißverschluß zwischen uns kann ich nicht öffnen. Als meine Zigarette dann glimmt, bin ich mir nicht mehr sicher, ob du der Punkt bist, und ich gehe langsam unter der Stromleitung hindurch und stelle mich neben dich.

»Hei.« Du schaust mich an, ohne zu fragen.

Die weichen Gesichtszüge wie auf den Fotos auf meinem Schreibtisch. Du siehst mich nicht an, nur auf meine Zigarette.

»Weißer Filter?« Ich nicke.

»Wartest du schon lange?« Ich nicke wieder.

Der Wind rollt meine Asche über den Hof und ich trete einen

# Pu der Bär, Ferkel und die Dose

Von Constantin Seibt

Schritt vor, unter die Lüftung, die den Geruch der Bar nach draußen bringt.

»Wollen wir gehen?« fragst du und ich antworte nicht, kann nur nicken, ein drittes Mal.

Wir verlassen den Hinterhof, laufen in Richtung Park. Du erzählst von dir und ich kann nur halb zuhören. Ich will dir sagen, daß du schön bist und deine schwarzen Haare gut aussehen.

Die Leberflecken auf deiner Brust sehen aus wie der große Wagen, zumindest auf Fotos. Ich möchte sie zählen und Polarsterne suchen.

Du spuckst auf das Gras. Speichel. Die Casablanca stecken in meiner Jackentasche. Feuer brauch ich nicht, denn du rauchst auch.

Dann plötzlich deine Hand auf meinem Knie und deine Lippen an meinem Hals. Du bist schön, hörst du? Deine Finger sind weich, als sie mein Hemd aufknöpfen. Du streichst mir über die Arme, mit Druck, und kratzt mich mit dem Zeigefinger. Ich fühle deine Lippen an meinem Ohr und deine Zunge. Sie fühlt sich an wie das Meer, die Wärme deiner Haut auch. Dort möchte ich hin, mit dir.

Heißer Atem.

Du liest Sartre, erzählst du auf dem Weg zu mir, während ich mit meinen Fingern den großen Wagen ertaste. Meine Wohnung ist klein, zu klein für zwei, und du redest nicht

mehr. Das Straßenlampenlicht sickert durch die Jalousie. Deine Zunge an meinem Ohr. Naßkalter Speichel, auf einmal. Und pelzige Haut.

Ich will dich nicht lieben, weil die Matratze knarrt und das Bild meiner Großmutter auf dem Nachttisch steht.

Die Straßenlampe geht aus, als ich dabei bin, mich zu verlieren, und Licht kommt nur noch tröpfchenweise ins Zimmer. Unwirklich. Du redest von Seifenblasen mit Rauch drin.

Dumpfes Stöhnen, ich weiß nicht, ob es von dir kommt oder von meiner Nachbarin.

Ich will dich nicht lieben, weil es Nacht ist und deine Lippen aufgeplatzt sind und mein Schlafzimmer keine Bar ist.

Ich stehe auf, gehe ins Bad, trinke ein Glas Wasser. Du stehst in der Tür, halb nackt, und das Hemd hängt über deinen solariumgebräunten Schultern. »Was ist?« fragst du. Ich schaue wortlos, trinke noch einen Schluck Wasser.

Ich will dich nicht lieben, weil ich ans Meer fahre, bald, das habe ich mir vorgenommen. Aber allein, ganz bestimmt.

Meine Casablanca stecken in meiner Hemdtasche und wir rauchen. Zigaretten. Mit weißem Filter. ☒

Guten Morgen, Pu«, sagte Ferkel, als es Pu's Haus betrat und einen mattgrauen Kasten mit Tastatur entdeckte. Aufgeregt sagte es: »Was ist denn das?«

»Das, Ferkel, ist eine Dose«, sagte Pu der Bär.

»Eine Dose?«

»Eine Dose – hum hum«, bestätigte Pu. »Ein Geschenk von meinem Freund Geiss. Bill Geiss. Er sagt, er wird mit seinen Dosen die Waldherrschaft erringen.«

»Die Waldherrschaft?« fragte Ferkel nervös.

»Ja«, bestätigte Pu, »Geiss und seine Kompjuterfirma Kleinstweich, die die Dosen macht. Er sagt, sie sind sehr praktisch für Tobsuchtsanfälle und Klirr-Lompf-Geräusche.«

»Oh!« quiekte Ferkel und erstarrte vor Furcht, weil es sich vorstellte, daß die Tobsucht (!) sich vielleicht gegen kleine Tiere wie Ferkel (!!) wenden könnte, besonders, wenn sie dabei Klirr-Lompf-Geräusche (???) machte.

»Nur – wie sollen wir die Dose in Gang setzen?« fragte Pu und verfiel ins Grübeln.

Ferkel sah Pu bewundernd beim Grübeln zu, denn es wußte, daß Pu ein Bär von nur sehr geringem Verstand war und daß Grübeln also Mut benötigte und es selbst – ein sehr kleines Tier – zwar von viel größerem Verstand war, daß aber sein eigenes Grübeln nie dazu ausreichen würde, einen so langen Gedankengang zu Ende oder was auch immer zu lompfen ... »Hilfe!« dachte es. »Ich bin viel zu klein für einen so langen Satz!«

Dann, während Ferkel immer noch überlegte, was »lompfen« heißen könnte und ob etwas Gelompftes vielleicht beißen würde, kam Pu auf eine Idee: »Wir könnten die Bedienungsanleitung lesen.«

»Ehrlich?« fragte Ferkel.

»Oh ja«, sagte Pu und las: »Wenn Sie KleinstweichTM-maschine in betrieb setzen wollen können sollen, drücken Sie Schulter an rückenseiten S5 und Machen kabbilverpindung an laufenwerken C:5 kompatiblen in disketten-laufen-werken fitt fur Inizialisierungungung mit Rattermode 1 in Steckerport! Schlank eindrehen! So sollen können Modemstring ...«

»Ja?« fragte Ferkel.

»... link-seitig umbiegen. Niemals Esc-tasten können wollen sollen dürfen können in inizialisierungsprotzess laufen Lassen!« fuhr Pu fort.

»Das erinnert ...«, begann Ferkel.

»Sehen seiten 223: Esc-tasten Andübeln«, endete Pu.

»... mich an die Anleitung für meinen elektrischen Borstenrasierer«, quiekte Ferkel, »den mir Christopher Robin geschenkt hat.«

»Und was hast du mit dem Borsten-was-auch-immer gemacht?« fragte Pu und klappte erfreut die Anleitung zu.

»Zum Anschalten habe ich ganz einfach mit einem schweren Hammer draufgeschlagen.«

Pu holte den schwersten Hammer, der in seinem Haushalt zu finden war, und schlug ihn über die Dose, die »Klong!« machte.

Ferkel ergänzte: »Du mußt auch die magische Formel dazu rufen.«

»?« sagte Pu mit den Augen.

»Sie ist die magische Formel für alle Geräte«, flüsterte Ferkel geheimnisvoll, »sie muß dreimal sehr laut wiederholt werden und sie lautet: Fer Tammt!«

»Fer Tammt! Fer Tammt! Fer Tammt!« schrie Pu und schlug mit aller Kraft auf Bill Geiss' Dose. Und wirklich, die Dose gab einen schrillen Ton von sich, blinkte auf und zeigte die Aufschrift »C:\File not found« und fing langsam zu qualmen an.

»Oh«, sagte Pu und starrte in den langsam sich ausbreitenden Rauch, »und wie ist es mit dem elektrischen Borstendingszeug weitergegangen?«

»Ich habe mir damit furchtbar in den Rücken geschnitten«, gab Ferkel zu und beobachtete besorgt, wie die Dose Feuer fing.

»Und dann?« fragte Pu und hustete.

»Dann habe ich ihn aus dem Fenster geschmissen«, sagte Ferkel, das nun fast ganz in einer übelriechenden Rauchwolke verschwunden war.

»Durch das offene oder das geschlossene?« fragte Pu.

»Durch das geschlossene«, gestand Ferkel.

»Sehr schön«, sagte Pu, packte die Dose und warf sie durch das geschlossene Fenster. »Klirr!« machte das Fenster, und »Lompf!« sagte der weiche Waldboden, als die Dose sich in seinen morastigen Grund bohrte.

»Oh!« sagte Ferkel.

»Was?« fragte Pu.

»Ich habe nur ›Oh!‹ gesagt!« sagte Ferkel.

»Puh!« hustete Pu.

»Pu?« hustete Ferkel.

»Ferkel?« hustete Pu.

»Puh«, hustete Ferkel. »Es hat prima ›Klirr-Lompf‹ gemacht, finde ich.«

»Und der Tobsuchtsanfall war auch prima, finde ich jedenfalls«, sagte Pu der Bär. »Und was tun wir jetzt?«

»Gruen und runt obsten auf Market kaufen machen sollen«, schlug Ferkel vor.

»Wie?« fragte Pu. ☒



# Vom Sadismus eines Autors

– Variationen –

Von Sebastian Offenbecher

Als ich die Figur des Bastian schuf, war es mir ziemlich egal, in welche Situation ich ihn später werfen würde. Ich suchte lediglich jemanden, um mich abzureagieren, was schon beim kreieren dieses Charakters begann.

Natürlich wurde er ein ignoranter Narziß mit wenig Intellekt.

Bastian war ein toter Fisch im Strom der breiten Masse. Er trug die selbe Kleidung wie seine Freunde, mochte die Musik, die gerade gespielt wurde und stand auf die angesagtesten Trends. Doch was ihm an charakterlichem Profil fehlte, machte er durch sein gutes Aussehen wett. Sein über alle Jahreszeiten hinweg brauner Körper war wie von einem Werbeplakat übernommen und sein schöner Kopf war mit einer gekonnt gestylten Kurzhaarfrisur versehen.

Das war also mein Protagonist und nun wollte ich ihm eine Geschichte geben, die seinem kläglichen Leben das Verdiente und mir meine Befriedigung gab.

Ich ließ Bastian an einem grauen Herbsttag ins Freie treten und überlegte, was ich ihm antun könnte.

Auf seinem Weg zur Straßenbahn spielte ich mit dem Gedanken, ihm schwere Akne oder Leukämie zu verpassen, doch war ich mir nicht sicher, was davon ihn schwerer treffen würde.

Er überquerte die Straße und ihn hätte in diesem Moment einfach ein Auto erfassen können, doch er erreichte den anderen Bordstein unbeschadet.

Die Straßenbahn kam erst in ein paar Minuten und ich warf den Gedanken, sein klägliches Leben so radikal zu beenden, doch ich nutzte die Wartezeit, um seine Frisur mit einem spontan eingefügten Regenschauer zunichte zu machen.

Ich genoß es, wie er krampfhaft versuchte, seine Haare wieder in Form zu bringen, und hätte ihm schon fast Tränen in den Augen aufsteigen lassen, doch rollte auch schon die Straßenbahn auf die Haltestelle zu, in welcher ihn mein Gnadenstoß erwarten sollte.

Sie kam zum Stehen und die Türen öffneten sich zischend. Noch immer die Hände an seinem Kopf, trat Bastian ein und ich wußte endlich, was ihn erwarten sollte.

Er setzte sich auf die stoffbezogenen Plastiksitze und bemerkte sie zunächst gar nicht.

Zu sehr hielt ihn seine Frisur in Atem. Die Bahn kam wieder ins Rollen und ich amüsierte mich über seine hartnäckigen Versuche, seine Haare zu richten.

Auch sie bemerkte seine erfolglosen Bemühungen.

Erst als der Waggon die Geschwindigkeit verringerte, sah Bastian auf und erblickte Annika endlich.

Sie stand bereits am Haltewunschtafter, um das Öffnen der Türen zu erwarten.

Eine junge Frau wie Annika hätte man auf keinem Werbeplakat gesehen. Ihr schmaler Körper war an den Hüften und Schultern knochig. Das kantige Gesicht besaß schöne, feminine Züge und wurde von wirrem, schwarzem Haar geschmückt, das an einen Lausbuben erinnerte.

Ein unauffällig einfallsreicher Kleidungsstil zeichnete sie auf den ersten Blick als Individualistin aus und ließ durch ihre faszinierende, ungewöhnliche Schönheit ihr Inneres erahnen. Dieses Äußere brauchte einen ebenbürtigen Charakter und ich malte mir den herrlichen Menschen hinter diesem Erscheinungsbild aus.

Bastian jedoch kam nicht über den Vergleich mit dem Werbeplakat hinaus.

Ich hätte ihn dennoch ohne weiteres Liebe empfinden lassen können. Er hätte sein Leben in ihr reflektieren können. Hätte ich ihm dieses Geschenk machen wollen, hätte ich ihn in eine schmerzhafteste Selbsterkenntnis stürzen können, doch ich wollte ihm nicht einmal die Sympathie eines Verliebten zusprechen.

Stattdessen hielt die Bahn, Annika verschwand aus der Geschichte und Bastian wird sich später bei seinen Freunden über einen seltsamen Freak lustig machen. ☒

# Der Wasserläufel

Von Till Bender

**W**ASSERLÄUFEL, m. dasselbe wie wasserläufer: »talpula mag ein wasserläufel haizen. Daz ist ein vierfüezig wurm und hât soln an den füezen, dâ mit lauft es freileich auf dem wazzzer.« (K. v. Meigenberg) – so lautet ein Eintrag in Band 27 (W – Wegziesel) des Grimmschen Wörterbuchs.

Die Rede ist wohl von einem Basilisken, einem Leguan, der dank der Größe und Beschaffenheit seiner Hinterfüße und einer rasanten Laufgeschwindigkeit in der Lage ist, auf den Hinterbeinen eine gewisse Strecke über die Oberfläche eines ausreichend ruhigen Gewässers dahinzurennen, meist in der Absicht, sich irgendeinen Leckerbissen zu schnappen oder um zu vermeiden, selbst als einer zu enden, was zwei der drei Hauptgründe für irgendein Tier sein dürften, überhaupt über irgendeine Oberfläche zu rennen.

Aber wieso auch immer der Trick vorgeführt wird – es ist jedes Mal eine beeindruckende Show. Und auch eine beunruhigende Metapher, denn für das Tierchen heißt es: Mach ein bißchen langsamer, und du gehst unter!

In der Mythologie ist es der Blick des Basilisken (dort meist als ein Mischwesen aus Hahn und Schlange dargestellt), der einen Menschen töten kann, in der Arbeitswelt bringt die Übernahme eines Prinzips die Leute um, das einer kleinen Eidechse in Mittelamerika ein beim Jagen und Abhauen sehr nützliches Kunststück ermöglicht und ihr den Beinamen Jesus Christ Lizard eingebracht hat.

So ungesund dieses Motto für uns offensichtlich ist, so verbreitet ist es auch. Das hat drei Gründe, die eine Menge miteinander zu tun haben.

Erstens gehen viele Menschen denen auf den Leim, die ihnen einreden, man brauche alles mögliche teure Zeug, um ein erfreuliches Leben zu führen – die üblichen glamourösen Geräte, Häuser, Mitgliedschaften. Wer sich diesen Krempel leistet, ohne ihn sich leisten zu können, muß sich fix um Überstunden, Kredite, Zweit- und Dritt-Jobs und Termine bei der Schuldnerberatung bemühen und kann seine Hängematte schon mal bis auf weiteres auf den Dachboden bringen.

Dagegen wenden sich allerhand Lebenshilferatgeber, die diesen Opfern auf unterschiedlichen Niveaus – oftmals gar

nicht zu unrecht – nahelegen, ihr Leben zu entrümpeln und zur Kenntnis zu nehmen, daß man es sich auch mit einer Menge Dinge nett machen kann, die nichts oder nur ganz wenig kosten.

Zweitens ist da eine große Zahl von Individuen unterwegs, die sich die bürgerliche Fleißmoral so fehlerfrei angeeignet haben, daß sie sich eher die Zunge abbeißen würden, als einem Anrufer auf seine Frage, ob er hoffentlich nicht störe, zu antworten: »Ich war zwar schon im Bett, macht aber nichts.« Oder gar – man stelle sich den Skandal vor: »Nun, ich habe zwar gerade Mittagsschläfchen gemacht, aber ich freue mich dennoch über Ihren Anruf, worum geht's denn?«

Denkbar wäre allenfalls: »Nicht doch, es ist für mich kein Problem, mein Power-Napping kurz zu unterbrechen!« Da sollte dann allerdings auch im Tonfall der Leitgedanke der »Leistungssteigerung« erkennbar sein.

Dagegen wenden sich noch ein paar versprengte Hippies und Punker und einige wenige andere Sonderlinge unterschiedlicher Provenienz.

Und drittens ist die Maxime »Mach ein bißchen langsamer, und du gehst unter« ein quasi fest eingebauter Bestandteil einer Ökonomie, in der nicht – oder sagen wir sehr freundlicherweise: nicht nur – gearbeitet wird, um möglichst effektiv anstehende Aufgaben zu erledigen, die Welt also zunächst mit den notwendigen und dann mit den bloß erfreulichen Dingen zu versorgen, und zwar auf eine Art und Weise, die möglichst wenig Arbeit macht, sondern damit Wirtschaftsunternehmen mindestens in der Konkurrenz bestehen und »bestenfalls« florieren. Irgendwoher ist immer einer zu befürchten, der an einem gegebenen Arbeitsplatz noch schneller, noch aufopferungsvoller oder für noch weniger Lohn, mit einem Wort: noch rentabler schafft.

Gegen eine solche Wirtschaftsordnung wendet sich gegenwärtig kaum noch jemand.

Ein guter Zeitpunkt, mal wieder das dicke alte Buch mit *Bremens Volkssagen* aufzuschlagen und die Geschichte von den sieben Faulen zu lesen.

Nur zur Erinnerung: das waren die sieben Söhne eines armen Mannes, der zwar viel Land besaß, das aber zum aller-

größten Teil so schrecklich versumpft war, daß an eine ordentliche Heuernte nicht zu denken war, weswegen er auch keine Kuh, sondern nur eine Ziege hatte. Das Bemerkenswerteste an seinen Söhnen war – wie der Titel bereits preisgibt – ihre Faulheit. Irgendwie fielen trotz großer Armut gerade so eben ausreichend viele Mahlzeiten für sie ab und zum Arbeiten hatten sie alle herzlich Unlust. Sie taten nichts – außer, den Nachbarn jede Menge Gelegenheit zu geben, sich über die sieben Nichtsnutze aufzuregen und auf sie herabzublicken.

Das ging so, bis ihnen eines Tages langweilig wurde. Um die Langeweile zu bekämpfen, suchten sie in der ganzen Gegend nach Arbeit, aber ihr schlechter Ruf war ihnen vorausgeeilt und keiner wollte sie einstellen. Also zogen sie in die Fremde – man weiß nicht wohin – und als sie nach geraumer Zeit nach Hause zurückkehrten, passierte folgendes: Zu ihrer größten Verwunderung beobachteten die Nachbarn, wie die Brüder mit allerhand Werkzeug ins Grundstück ihres Vaters zogen und einen Graben machten. Der führte das Wasser aus den Sümpfen. Dann bauten sie einen Damm, um das Land gegen künftige Überschwemmungen zu schützen. Das dauerte seine Zeit, aber im Laufe des Sommers wuchs auf dem schlammgedüngten Boden der schönste Klee in rauhen Mengen. Dafür und für die Heu-Ernte, die auch nicht lange auf sich warten ließ, bauten die sieben Faulen eine Scheune. Jetzt konnten sie sich Vieh leisten und hatten bald auch einen prachtvollen Gemüsegarten, den sie mit einer Dornenhecke gegen eindringende Tiere schützten. Als sie für jeden – und eines jeden Frau – ein Haus bauten und Bäume pflanzten, entstand eine breite Straße, die die faulen Brüder ordentlich pflasterten. Und in der ganzen Gegend ging es bald niemandem so gut wie ihnen.

Die Pointe der Geschichte aber ist, daß sie nicht etwa während ihrer Abwesenheit irgendwo Fleißmoral gelernt hätten. Nein, wie die Nachbarn festzuhalten nicht müde wurden, taten sie all das nur aus Faulheit: Sie waren zu faul, bis an die Knie durchs Wasser zu waten und das kümmerliche Gras zu schneiden. Sie waren zu träge, nachts im Garten zu wachen und Hasen zu vertreiben, sie waren zu bequem, im engen Hause des Vaters zu leben und sich mit dem Wenigen zu be-

scheiden, was beispielsweise die Nachbarn hatten. Sie waren so unfassbar faul, daß sie eine Straße pflasterten, weil sie die Mühe scheuten, sich die Stiefel putzen zu müssen. Sie weigerten sich stur, fleißig zu arbeiten wie all die guten Nachbarn; »wo es aber galt, etwas zu Wege zu bringen, wodurch sie sich in der Faulheit stärken konnten, da waren darüber aus, Tag und Nacht mit großer Anstrengung.«

Auf ihre alten Tage fingen sie noch an, ein tiefes Loch zu graben, was die Nachbarn sich zunächst nicht erklären konnten. Aber bald erkannten sie: Es war den Brüdern einfach zu anstrengend, sich Wasser aus der Weser zu holen, also bauten sie einen Brunnen.

Und falls es jetzt noch jemanden interessiert, was sich hinter dem letzten Eintrag in Band 27 verbirgt ... – wegwiesel, f. zweitheilung des weges: »wenn ich an einer wegwiesel stehe, so muß ich doch wissen, ob rechts oder links« (Freytag). ☒



Andreas Bauer, Erfurt

## Wir malen unseren Fußballgott!

Im letzten hEft forderten wir unsere Leserinnen und Leser auf, einen blasphemischen Akt zu vollführen – nämlich: ein Abbild des Fußballgottes zu erschaffen. Dabei wurden ausschließlich Bilder des Kopfballerwischs Ronny Hebestreit eingesandt, was beweist, wie stark der Erfurter Fußball im Jahr der Weltmeisterschaft in den Köpfen der Menschen verwurzelt ist. Schließlich hätten auch Diego Maradona, George Best oder Prinz Poldi das Zeug zum Fußballgott gehabt. Doch der Lokalpatriotismus siegte souverän. Vielen Dank für alle Einsendungen! Hier nun die schönsten Variationen.



Niklas Streichardt, 8 Jahre, Erfurt



Antonia Maria Besel, 7 Jahre, Erfurt



Hannes Weigel, 7 Jahre, Erfurt

Das nächste hEft erscheint am 30. Juni 2006 | hEft-reliest am 29. Juni in Erfurt | Redaktionsschluß/Anzeigenschluß: 02. Juni | Kontakt: [heft@kulturrausch.net](mailto:heft@kulturrausch.net) | hEft im Netz: [www.kulturrausch.net](http://www.kulturrausch.net)

AUTOR/INNENVERZEICHNIS: ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt | ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt | CONSTANTIN SEIBT, Journalist, Zürich | DANIEL TANNER, Jg. 1972, Erfurt | FRANK DIEHN, Jg. 1976, quErfurt, fOtodEsiGn & gRafik, [www.frankon.de](http://www.frankon.de) | JENS UHLIG, Philosoph, Erfurt | KURAK, Haus von Kasara; klingonisches, imperiales, diplomatisches Corps | MARTIN GOTTSCHILD, Berlin, Jg. 76, aber immer noch sehr beweglich, Musiker, DJ, Barkeeper, Garderobenfrau und freier Autor beim »Eulenspiegel« | MATHIAS RHODE, Jg. 1987, studiert Kommunikationswissenschaften in Erfurt | MATTHIAS HOHMANN, Grafiker, Sömmerda, [www.g-stalterei.de](http://www.g-stalterei.de) | PAOLO FUSI, 47, ist in Rom entworfen, in Zürich produziert und in Erfurt fertiggestellt worden. Er glaubt an den mythischen Francesco Totti und noch mehr daran, daß die Mutter der Idioten immer schwanger ist. | PETER SCHUCK, Jg. 1985, studiert Literaturwissenschaften und Philosophie in Erfurt | PETER HEILBRONN, widerstrebender - zum Schreiben Getriebener, ist bei Bebra | RALF RUDOLFY, Jg. 1966, Herkunftsniedersache, Wahlerfurter | SEBASTIAN OFFENBECHER, 21, studiert Literaturwissenschaften und Philosophie in Erfurt | SEBASTIAN TIPPELT, Jg. 76, Erfurt, rumprobierter Teekaufmann | STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Fotografin und Illustratorin, Erfurt, [www.winklerin.de](http://www.winklerin.de) | STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter | SVEN GATTER, Jg. 1978, geb. in Halle/Saale, lebt und studiert in Erfurt | TILL BENDER, freier Autor, Bremen | ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, [www.el-egoiste.de](http://www.el-egoiste.de) | VEIT KELLER, 1985 in Meiningen geboren und großgeworden, Maler, Schriftsteller und Videokünstler des Neo-Realismus.

